



Neue Serie

Jüdisches Handwerk in Wien:
NU porträtiert jüdische Geschäftsleute
wie etwa den Schuster David Malajev



Trotz dem Boulevard.
Wirkt abweisend gegen Schlagzeilen-Journalismus.
Hält auch politischem Gegenwind stand.



3 Wochen gratis lesen: derStandard.at/Abo oder 0810/20 30 40

Die Zeitung für Leserinnen



**Liebe Leserin,
lieber Leser!**

In den wenigen Monaten zwischen den NU-Ausgaben zu Chanukka und Pessach hat sich einiges getan. Die unlängst noch so kleine Krise bedroht inzwischen Wirtschaftssektoren und Volkswirtschaften. Und uns alle mit dazu. Die politische Rechte verbucht enormen Zulauf, in Deutschland gibt es mehr und mehr xenophobe Jugendliche, die österreichischen Kids finden den Schaumschläger Heinz-Christian Strache ganz toll und in Ungarn marschieren gar schon schwarze Garden. Gute Nacht, Mitteleuropa. Israel hat gewählt, die Regierung steht und wir alle sind gespannt darauf, ob sie die Probleme in der Region mit der angekündigten Härte lösen können oder ob es auf diese Weise nicht eher zu einer weiteren Eskalation kommt, die den alle verschlingenden Strudel der Gewalt noch verstärkt.

In diesen Widrigkeiten des Alltags bedarf es einer intelligenten Ablenkung. Voilà, da ist NU 35 und in ihm bester Lesestoff als Seelentröster. Fangen wir mit Kulturmanager Hans Landesmann an. Im Interview, das Thomas Trenkler in bester NU-Tradition ausführlich gestaltet hat, erfahren wir von seinen Vermittlungen zwischen der Musik und ihrem Publikum und von jenen zwischen den Fleischproduzenten und den Fleischhauern. Ein weiteres, umfassendes Interview hat Danielle Spera geführt. Sie sprach mit Michael Rendi, dem österreichischen Botschafter in Tel Aviv, der selbst aus einer bekannten Grazer jüdischen Textilfamilie stammt und jetzt Israel für sich entdeckt. Wir erfahren über seine Kontakte zu Überlebenden der Shoah und wie junge Israelis über Österreich denken.

Wer selbst einer von Unterdrückung bedrohten Minderheit angehört, sollte verstanden haben, dass man sich solidarisch aller anderen Minderheiten annehmen muss. Auch wenn jetzt die Immigranten dran sind, bald werden es wieder die Juden sein. Aber nein, immer findet sich einer, der den Hetzern hilft, sich zu kaschern. Lesen Sie den Bericht von Nina Horaczek über einen solchen Alibijuden, der in mir die alte Weisheit meiner Großmutter wachruft: „Der Herrgott hat einen großen Tiergarten.“ Zum Schmunzeln ist hingegen das Porträt, das Rainer Nowak über Oliver Polak geschrieben hat.

Helen Liesl Krag, Dänin mit Wiener Wurzeln, setzt die Serie über jüdische Museen fort. Sie besuchte für uns das von Daniel Libeskind symbolträchtig entworfene Haus auf der Insel Schlossholmen. In diesem NU starten zwei neue Serien, von denen eine durchaus Konfliktpotenzial aufweist. Helene Maimann eröffnet die Reihe „Milchig & Fleischig“ mit Mazze. Ach, wird sich da schön streiten lassen über die richtigen Zutaten, die Größe der verschiedenen Produkte und ihre Form. Ihre diesbezüglichen Leserbriefe sind willkommen. Und auch solche mit Rezepten von anderen, typisch jüdischen Speisen. Zur zweiten neuen Serie können unsere Leser ebenfalls mit guten Tipps beitragen. Wir werden jüdische Handwerker und Geschäftsleute in Wien vorstellen und sie bei der Arbeit beobachten. Der Beginn gehört David Malajev, der ein Schuhmachergeschäft in der Josefstadt betreibt. Wenn Ihnen ein tolles, jüdisches Geschäft bekannt ist, schreiben Sie uns doch einfach.

Wie immer empfehlen wir Ihnen auch lesenswerte Bücher. Hier sei an erster Stelle der Debütroman unserer Kollegin Alexia Weiss „Haschems Lasso“ erwähnt, den Anna-Maria Wallner rezensiert hat. Anita Pollak stellt den Geschichtenband „Auf das Leben!“ des Rabbiners Walter Rothschild vor, der über das Leben jener aussterbenden Spezies berichtet, die Englisch noch mit einem schweren „mitteleuropäischen“ Akzent spricht. Und dann kommen da noch Martin Engelberg und Eric Frey und Erwin Javor und Michael Laczynski und Rainer Nowak und Christian Ortner und Herbert Voglmayr, und sie alle haben an einem NU mitgeschrieben, das bestens geeignet ist, Ihre Stimmung in finsternen Zeiten aufzuhellen. Am Ende aber steht immer das Gleiche: Der Chefredakteur gibt die Kontoverbindung für großzügige Beiträge bekannt:

UniCredit Bank Austria (BLZ 12000), Nummer 08573 923 300. Soll keiner sagen, wir hätten Sie am Spenden gehindert. Viel Spaß beim Lesen und einen fröhlichen, koscheren Pessach wünscht Ihnen

Peter Menasse, Chefredakteur

Zuschriften an office@nunu.at oder Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum: 1011 Wien, Postfach 1479



**Helene Maimann
schreibt über Mazzes**



**Anna-Maria Wallner
porträtiert Alexia Weiss**



**Nina Horaczek traf
den blauen Juden**



Der dritte Präsident des Nationalrates, Martin Graf, tritt nicht ab.

UNS EMPÖRT

Dass Martin Graf nach wie vor dritter Nationalratspräsident ist – und vermutlich bleiben wird. Graf, Mitglied der schlagenden Burschenschaft Olympia, hat sich vor seine Mitarbeiter gestellt, die bei einem deutschen Neonazi-Versand Utensilien für stramme Deutschnationale bestellt hatten. Darunter Lieder mit Liedtexten, die zu grauslich sind, um sie hier noch einmal wiederzugeben. Als die öffentliche Empörung hoch ging, verglich er sich in einem offenen Brief auch noch mit dem deutschen Widerstandskämpfer und Hitler-Attentäter Claus Schenk Graf von Stauffenberg. Er wie auch der Hitler-Attentäter kämen aus dem national-freiheitlichen „burschenschaftlichen“ Lager. Und er wies darauf hin, dass Stauffenberg und seine Gruppe nach dem Attentat vom 20. Juli 1944 für ihre Ideale mit dem Leben bezahlt hätten. Die Tageszeitung „Der Standard“ war clever genug, Stauffenbergs Tochter, Konstanze von Schulthess,

mit Grafs Vergleich zu konfrontieren. Sie sprach aus, was eigentlich SPÖ und ÖVP thematisieren müssten: Grafs Äußerungen seien „historisch falsch“ und „besonders schlimm“.

UNS ERSTAUNT

Dass Aribert Heim nicht mehr unter den Lebenden sein soll. Jahrelang war er einer der meistgesuchten Nazi-Verbrecher. Auch NU verfolgte ausführlich den Fall jenes Mannes, den sie dank seiner grausamen Experimente an KZ-Insassen „Doktor Tod“ nannten. Nun berichteten das ZDF und die New York Times nach einer gemeinsamen, aufsehenerregenden Recherche Anfang Februar von seinem Tod im Jahre 1992 in Kairo. Dort soll Heim unter dem Namen Tarek Farid Hussein gelebt haben. Seit 1976 hatte Heim mehrmals Kontakt zu seinem Sohn Rüdiger,



Ist der NS-Verbrecher Aribert Heim tatsächlich verstorben?

der in der ZDF-Dokumentation auch ausführlich zu Wort kommt. Er entspräche dem letzten Willen seines Vaters, indem er erst jetzt seinen Tod bestätige, meinte er dort. Die Fahndung in Österreich und Deutschland läuft dennoch weiter, schließlich gelang es ZDF und NYT nicht, Aribert Heims Leiche zu finden. Erst ein DNA-Test seiner sterblichen Überreste kann jene Gewissheit bringen, die viele seiner Opfer so sehr herbeisehnen.



Das Plakat zur Ausstellung über Frauen im Holocaust.

UNS GEFÄLLT

Dass sie multimediale Ausstellung „Lichtflecke. Frau sein im Holocaust“ noch bis zum 31. Mai im Nestroyhof im zweiten Wiener Bezirk zu sehen ist. Sie wurde von der Gedenkstätte Yad Vashem nach neuesten Ausstellungsmethoden konzipiert und macht nun Station in Wien. Sie erzählt die Geschichte von 45 Frauen, die den Nazi-Terror überlebten. Im Zentrum stehen weniger die leider allzubekanntenen und bereits oft dargestellten Leidensgeschichten im Konzentrationslager, sondern die Erlebnisse und der persönliche Blick der Frauen auf Themen wie Mutterschaft, Liebe, Weiblichkeit, Kreativität und Glaube. Weil die Ausstellung alle Sinne anspricht, ist sie auch für Nachgeborene gut verständlich.

UNS FÄLLT AUF

Dass Wiens Kulturstadtrat Andreas Mailath-Pokorny im April nach Tel Aviv fuhr, um dort das 100-jährige Jubiläum der Stadt mitzufeiern. NU war dabei – und wird darüber berichten.



FOTO ©: PETER RIGAUD



FOTO ©: PETER RIGAUD



FOTO ©: PAUL DIVJAK

SEITE 9

EDITORIAL	3
MEMOS	4
AKTUELL	
DER BLAUE JUDE	6
David Lasar arbeitet für FPÖ-Chef Heinz-Christian Strache <i>Von Nina Horacek</i>	
UNSER MANN IN ISRAEL	9
NU sprach mit Österreichs Botschafter in Israel, Michael Rendi <i>Von Danielle Spera</i>	
TEL AVIV GOES VIENNA	11
Die „weiße Stadt“ sponsert einen Strand am Donaukanal <i>Von Rainer Nowak</i>	
ÜBER ISRAEL SCHREIBEN	14
Wie ergeht es Kommentatoren, die eindeutig pro-israelisch schreiben? <i>Von Christian Ortner</i>	
WIEN	
ZWISCHEN PUMA UND PURIM	16
Eine neuer Club will die jüdische Jugendarbeit beleben <i>Von Martin Engelberg</i>	
SERIE JÜDISCHES HANDWERK	18
Der Schuster David Malajev ist der Schuhtherapeut der Josefstadt <i>Von Peter Menasse</i>	

SEITE 16

KULTUR	
FLEISCHHAUEREI UND MUSIK	22
NU sprach mit dem Kulturmanager Hans Landesmann über sein Leben <i>Von Thomas Trenkler</i>	
JÜDISCHER HUMOR	26
Der deutsche Komiker Oliver Polak witzelt auch über den Holocaust <i>Von Rainer Nowak</i>	
JAZZ AUS TEL AVIV	28
Die Musikerin Anat Cohen erobert den Big Apple – zu Recht. <i>Von Herbert Voglmayr</i>	
SERIE JÜDISCHE MUSEEN	30
Das jüdische Museum in Kopenhagen <i>Von Helen Liesl Krag</i>	
WELT	
MADOFF UND DIE FOLGEN	34
Bringt die Wirtschaftskrise einen neuen Antisemitismus hervor? <i>Von Eric Frey</i>	
ELEKTRISCHE TRÄUME	36
Ein israelischer Dotcom-Millionär erfindet das Autofahren neu <i>Von Michael Laczynski</i>	
LITERATURSCHWERPUNKT	
HASCHEMS LASSO	38
Alexia Weiss' Debüt <i>Von Anna-Maria Wallner</i>	

SEITE 38

JÜDISCHE GESCHICHTE	42
Ein neues Standardwerk <i>Thomas Schmidinger</i>	
JUDEN IN DER TÜRKEI	43
Türkische Juden und der Holocaust <i>Von Mary Kreutzer</i>	
ISLAM IN ÖSTERREICH	44
Gottesstaat und Demokratie <i>Von Stefan Apfl</i>	
AUF DAS LEBEN	45
Walter Rothschilds Erinnerungen <i>Von Anita Pollak</i>	
EIN SUCHBILD AUF JIDDISCH	47
<i>Von Michaela Spiegel</i>	
LESERBRIEFE, MEDIENSPIEGEL UND ERRATA	48
MILCHIG & FLEISCHIG	50
KOMMENTAR	52
Die Logik hinter Lieberman <i>Von Martin Engelberg</i>	
ALLTAGSGESCHICHTEN	53
Nicht nur Liechtenstein ist groß <i>Von Erwin Javor</i>	
DAJGEZZEN UND CHOCHMEZZEN	55
<i>Von Peter Menasse und Erwin Javor</i>	
IMPRESSUM	56

office@nunu.at

www.nunu.at



Damit der
ECHTE WIENER
nicht untergeht

Heute

FPÖ WIEN

wählen X

Der blaue Jude

David Lasar verlor die meisten seiner Verwandten im KZ.
Jetzt macht er in der FPÖ Karriere.

VON NINA HORACZEK UND PETER RIGAUD (FOTOS)

Die Frage, die sich alle rundherum stellen, versteht David Lasar am allerwenigsten: Was macht ausgerechnet ein Jude in der FPÖ? Jener Partei, deren Vorgängerpartei VdU nach dem Zweiten Weltkrieg als Sammelbecken ehemaliger NSDAP-Mitglieder gegründet wurde und die bis heute Probleme hat, sich vom extrem rechten Rand des politischen Spektrums abzugrenzen. „Wo hätte ich denn sonst hingehen sollen?“, findet Lasar. „Die FPÖ ist doch die einzige Partei, die Politik im Sinne der Bürger macht.“

Der heute 56-Jährige hat durch den Holocaust fast die gesamte Familie verloren. Onkel, Tanten, Cousins und Cousinen wurden von den Nazis in Konzentrationslagern ermordet. Nur der Vater und der Großvater überlebten. Benzion Lasar, sein Großvater, diente im Ersten Weltkrieg, wurde verwundet und war später Vorsitzender des Verbandes jüdischer Kriegsversehrter. Eine Funktion, die er auch nach Hitlers Machtübernahme ausübte. „Das hat ihm einen gewissen Schutz gegeben“, meint Lasar. Auch die Großmutter und seine Mutter – beide sind zum Judentum übergetreten – wurden von den Nazis nicht verfolgt. „Aber sowohl mein Großvater als auch mein Vater mussten den gelben Stern tragen und waren Zwangsarbeiter“, erzählt Lasar.

Sechzig Jahre nach dem Anschluss an Nazi-Deutschland tritt der Nach-

fahre einer Generation, die durch die Shoah in Österreich fast ausgelöscht wurde, der FPÖ bei. 1997 wird er in seinem Bezirk, in Wien-Floridsdorf, erstmals für die Blauen aktiv, 1998 unterschreibt er seinen Mitgliedsantrag in die FPÖ. Bei der Wien-Wahl 2005 war er Spitzenkandidat der Freiheitlichen im 21. Bezirk, seitdem ist er Landtagsabgeordneter im Wiener Rathaus. Über den Nationalsozialismus wurde in seiner Familie natürlich gesprochen, meint der Freiheitliche, „aber nicht in allen Einzelheiten, weil es ein sehr bedrückendes Thema in der Familie war“.

Sein Vater Siegfried habe ihm aber schon Mitte der Achtzigerjahre, als Jörg Haider die FPÖ übernahm, geraten, wenn er sich politisch engagieren möchte, dann nur in der FPÖ. Siegfried Lasar erhielt nach 1945 als Wiedergutmachung eine Trafik in der Oberen Augartenstraße im 2. Bezirk, in der auch sein Sohn arbeitete. Der Vater war dreißig Jahre hindurch Generalsekretär des Likud in Österreich und Mitbegründer der rechten Parteizeitung „Heruth“.

Die Kontakte zu den Freiheitlichen knüpfte Siegfried Lasar in den Achtzigerjahren, bei seiner jährlichen Kur in Bad Hall in Oberösterreich. Dort lernte er Ursula Haubner und deren Bruder Jörg Haider kennen. Sohn David wählte damals noch die ÖVP, für die der Vater Bezirksrat in der Leopoldstadt war. „Mein Vater war aber

schon in den Achtzigerjahren sehr enttäuscht von der ÖVP, die den bürgerlichen Weg verlassen hatte und nur mehr die Großkonzerne und den Proporz in den Vordergrund stellte und nicht die kleinen Unternehmer“, sagt Lasar. Ähnlich sei dies bei der SPÖ, „denn bei den Roten gibt es ja nur mehr Ausländerpolitik und sonst gar nichts“.

Der jüdische Freiheitliche wird gerne als „Alibijude“ von FPÖ-Parteichef Heinz-Christian Strache bezeichnet, als Nachfolger von dem, was der frühere FPÖ-Europaparlamentarier und Jude Peter Sichrovsky in den Neunzigerjahren unter Jörg Haider war. Und tatsächlich hat Lasar im Jahr 2002 jene Israelreise organisiert, von der Parteichef Strache noch heute gerne erzählt. Damals flog eine kleine freiheitliche Delegation erstmals nach Israel, traf den damaligen Präsidenten Moïse Katzav, einige Minister und Knesset-Abgeordnete und besuchte die Holocaust-Gedenkstätte Yad Vashem.

Organisiert wurde die Reise von Lasar, „weil es ganz wichtig war, dass auch die FPÖ einmal nach Israel fährt“. Auch Jörg Haider wurde von ihm eingeladen mitzureisen, was dieser allerdings verweigerte. Dafür habe er immer wieder außenpolitische Gespräche für den damaligen Kärntner Landeshauptmann geführt, erzählt der zweifache Familienvater Lasar.

„Der Standard“ schrieb nach der

Damit der
ECHTE WIENER
nicht untergeht

Hier Georg
Liebe Grüße
Heute
FPÖ WIEN
wählen X



Abspaltung des BZÖ im Jahr 2005, Strache versuche, „mit neuen Personen aus dem rechts-nationalen Eck wegzukommen: So hat er David Lasar in den Bundesparteivorstand kooperiert – laut Strache ein „profiliertes Mitglied der FPÖ-Floridsdorf und Mitglied der Israelitischen Kultusgemeinde“. Und wann immer IKG-Präsident Ariel Muzicant Antisemitismus unter den Freiheitlichen beklagt, wirft sich Lasar für seine Parteikollegen in die Bresche. Es gäbe keinerlei Antisemitismus in seiner Partei, lässt Lasar dann per Presseaussendung ausrichten. „Das ist lächerlich. Das sind Worthülsen, die übergestülpt werden, wenn dem politischen Gegner die Argumente ausgehen“, meint er. Auch der freiheitliche Nationalratsabgeordnete Harald Stefan, Mitglied der berüchtigten rechtsextremen

„Als ich Spitzenkandidat im Bezirk Floridsdorf wurde, haben mich viele jüdische Freunde gefragt, ob sie mir eine Vorzugsstimme geben können.“

Burschenschaft Olympia, wird vom blauen Gemeinderat verteidigt: „Das ist ein ganz lieber Mensch, mit dem ich sogar auf Urlaub fahre. Wenn der ein Antisemit wäre, würde der doch nicht seine Freizeit mit mir verbringen.“ So wie Antisemitismus in Österreich insgesamt nicht existiere. Das hätten ihm auch Freunde, die als orthodoxe Juden in der Leopoldstadt leben, bestätigt: „Da gibt es keinerlei Beschimpfungen oder Ähnliches.“

Das Verhältnis zwischen Lasar und dem IKG-Präsidenten Muzicant ist mehr als unterkühlt. „Wenn wir einander zufällig treffen, grüßen wir uns“, meint Lasar. Dabei waren die

Familien Lasar und Muzicant einst befreundet, die beiden Väter verbrachten viel Zeit miteinander. Heute wünscht sich Lasar von Muzicant, „dass gerade er als Oberhaupt der israelitischen Kultusgemeinde Gespräche mit allen Parteien führt“. Denn jemand, „der so viel Böses über die FPÖ sagt, sollte sich auch einmal die andere Seite anhören“.

In der blauen Riege im Wiener Gemeinderat fällt Lasar, ein gläubiger Jude, der zwar nicht jede Woche den Tempel besucht, für den „die hohen Festtage aber ein Muss“ sind, nicht weiter auf. Er kämpft auf Gemeindeebene gegen Drogendealer, beklagt, dass angeblich „rund 70 Prozent der Asylwerber kriminell werden“, und engagiert sich für mehr Polizei auf den Straßen und eine bessere Spitalversorgung für die Wiener Bevölkerung.

Lasar kann sich für die Zukunft auch eine bundespolitische Karriere vorstellen. Dabei würden ihm sicherlich auch seine auffallend guten Kontakte zu den Kleinformaten „Krone“ und „Heute“ helfen, die den Wiener Freiheitlichen schon jetzt gerne zitieren. Aber er zählt auch auf Unterstützung von anderer Seite: „Ich glaube nicht, dass die gesamte Kultusgemeinde gegen die FPÖ ist“, meint er, „denn als ich Spitzenkandidat im Bezirk Floridsdorf wurde, haben mich viele jüdische Freunde gefragt, ob sie mir eine Vorzugsstimme geben können.“



BUCHTIPP

NU-Autorin Nina Horacek hat gemeinsam mit der ORF-Journalistin Claudia Reiterer ein Buch über Heinz Christian Strache geschrieben.

„HC Strache. Sein Aufstieg, seine Hintermänner, seine Feinde“ kostet 22,95 Euro und ist im Ueberreuter Verlag erschienen.

Ein Botschafter auf Spurensuche

Seit etwas mehr als einem Jahr ist er das Gesicht Österreichs in Israel. Der 44-jährige Michael Rendi. Mit NU spricht er über seine Begegnungen mit Überlebenden der Shoah, darüber wie man die jungen Israelis für Österreich interessieren kann und über seine Spurensuche.

VON DANIELLE SPERA (INTERVIEW) UND
PETER RIGAUD (FOTOS)

NU: Die israelische Botschaft in Wien hat heuer durch außergewöhnliche Aktionen auf sich aufmerksam gemacht, Stichwort Israel-Straßenbahn, Tel-Aviv-Strand etc. Gibt es ähnliche Aktionen durch die österreichische Botschaft in Israel?

Rendi: Das sind ganz tolle Aktionen, das ist das richtige Herangehen an die Menschen. Was gezeigt werden soll, ist Israel aus einem anderen Blickwinkel, das moderne Israel. Auch an der österreichischen Botschaft in Israel bemühen wir uns, Österreich aus den Klischees ein bisschen herauszuholen. Es gibt ein positives und ein negatives Klischee, das kulturelle Österreich und auf der anderen Seite die historische Verantwortung. Auch da möchte ich einige Schritte weiter gehen, aber unter Einbindung gewisser Faktoren.

Österreich bemüht sich seit den 1990er Jahren sehr um die Emigranten.

Wir sind in engem Kontakt mit Überlebenden. Ich fahre oft in Altersheime und bekomme dort überwiegend ein positives Feedback, Diese Menschen freuen sich, wenn sie mich, als einen jungen Österreicher, sehen. Sie tragen zwar den Schmerz und das Trauma in sich, aber auch



„Die zweite Generation hat von den Eltern eigentlich nur all die Trauer, all den Schmerz gespürt. Daher will sie sehr oft keinen Kontakt mit Österreich.“

die Erinnerung an ihre Kindheit und Jugend in Österreich, die sich sicher im Lauf der Jahrzehnte verklärt hat. Ich höre immer wieder auch: „... das waren die schönsten Jahre meines Lebens.“

Als Bundeskanzler Vranitzky bei seinem Israel-Besuch 1992 den Überlebenden die österreichische Staatsbürgerschaft angeboten hat, war ich dabei, als die meisten gemeint haben, jetzt kümmern sie sich um uns, das ist ja reichlich spät ...

Bitterkeit schwingt immer mit, aber vielleicht auch durch das zunehmende Alter erinnert man sich doch eher auch an das Positive. Ich empfinde es zumindest so, wenn diese betagten Menschen auf mich zukommen, voller Freude und sagen: „Ich bin a echt's Weanakind.“ Das ist für mich sehr berührend. Ich sage ihnen aber auch, dass ich mit ihren Kindern

und Enkelkindern in Kontakt treten möchte.

Wie geht es dieser zweiten und dritten Generation, empfinden sie noch etwas für Österreich?

Die zweite Generation hat von den Eltern eigentlich nur all die Trauer, all den Schmerz gespürt. Sie sind geboren und aufgewachsen in der Phase, in der die Eltern gerade nach Israel gekommen sind und entweder das Kapitel ganz weggeblendet oder totgeschwiegen oder sehr negativ verarbeitet haben. Daher will die zweite Generation sehr oft keinen Kontakt mit Österreich. Die meisten haben auch nicht Deutsch gelernt. Und trotzdem gibt es eine gewisse Bindung, die an die 3. und 4. Generation übergeht. Und genau bei dieser Bindung möchte ich ansetzen: Im vergangenen Jahr haben wir ein Clubbing in der österreichischen Residenz veranstaltet. Wir

haben dazu einen DJ eingeladen, der auch österreichische Wurzeln hat. 200 junge Nachkommen von Vertriebenen sind gekommen. Die Idee war „to reconnect“ – wieder anzuknüpfen. Es gibt da auch ein anderes sehr gelungenes Projekt: Es ermöglicht jungen Israelis in Österreich nach den Wurzeln ihrer Vorfahren zu suchen, wir laden sie ein, in den Gemeinden und Ortschaften der Vorfahren, Spuren nach vertriebenen Verwandten zu suchen. Die jungen Israelis können dabei auch gleich das moderne Österreich erleben. Wir hoffen sehr, dass diese Aktion erhalten bleibt, auch in Zeiten der budgetären Knappheit.

Sie wollen damit die jungen Menschen mit österreichischen Wurzeln erreichen, wie steht es aber mit den jungen Israelis.

Man kann Israel – auch wenn es noch so klein ist – nicht über einen



Kamm scheren. In Tel Aviv sind die jungen Menschen sehr offen, sehr kosmopolitisch eingestellt, sie lieben es zu feiern. Hier ist der Zugang leichter zu finden als etwa in Jerusalem. Viele von diesen jungen Israelis waren schon in Österreich, manche haben hier studiert, waren hier Ski fahren, interessieren sich nicht nur für Europa, sondern vielleicht auch für die deutsche Sprache oder für Österreich. Wir haben jetzt eine Bundesregierung, die in Israel durchaus positiv aufgenommen wird, der Brückenschlag ist also gelungen. Ich sehe die Rolle der Botschaft als Plattform, an der man andocken kann, in Sachen Ausbildung, es gibt etwa Stipendien extra für Israelis für Tourismus und Wirtschaft. Wir haben nun ein Programm ausgearbeitet. Israelische „Young Professionals“, die am Beginn ihrer Karriere stehen, werden nach Österreich eingeladen, damit sie hier mit jungen Österreichern zusammenkommen und -arbeiten können.

Was denken die jungen Israelis über Österreich, welche Meinung haben sie über unser Land?

Natürlich schwingt auch bei diesen Begegnungen immer die Politik mit. Wir tragen das Stigma, dass wir uns der historischen Verantwortung lange nicht gestellt haben, dass lange alles unter den Teppich gekehrt worden ist. Ich stelle mich dem, in meinen Gesprächen gebe ich zu verstehen, dass mir das sehr bewusst ist und ich ganz offen darüber diskutieren möchte. Darüber wundern sich meine Gesprächspartner zuerst, dann ist aber eine unverkrampfte Begegnung möglich. Darüber hinaus interessieren sich die jungen Israelis für Themen, die überall sonst auch junge Menschen beschäftigen.

Die jungen Israelis interessieren sich aber durchwegs für die politische Entwicklung, im eigenen Land, aber auch in Europa.

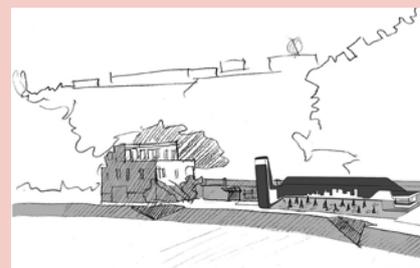
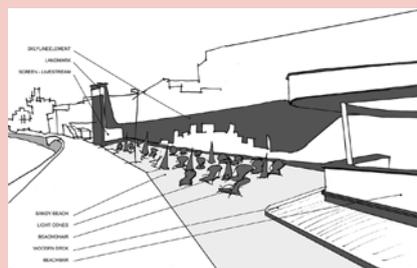


TEL AVIV AM DONAUKANAL

Imagewerbung auf Israelisch: Die „weiße Stadt“ exportiert diesen Sommer ihr berühmtes Strandgefühl nach Wien.

VON RAINER NOWAK

Wien bekommt eine Sandmeile mit und unter dem Namen der israelischen Metropole und – nur nebenbei bemerkt – der besten, weil fröhlichsten Party-Stadt am Mittelmeer. Der Grund dafür ist aber nicht in Wien zu suchen, sondern in Israel: Tel Aviv feiert bekanntlich 100. Geburtstag und ähnliche Aktionen finden auch in New York, Paris und Kopenhagen statt. Israel wird von Mai bis September den „Tel Aviv Beach“ betreiben. Direkt am Donaukanal gegenüber dem Club-Klassiker Flex wird Sand (1.600 Kubikmeter) aus der „weißen Stadt“ aufgeschüttet, im Hintergrund des von der Wiener Architektengruppe „Share“ gestalteten Areals wird die Hochhaus-Skyline von Tel Aviv zu sehen sein, davor gibt es die originalen – nicht übertrieben edlen – Strandstühle und Light Cones, große Leuchten, die wie beim Vorbild in Israel Großstadtrromantik erzeugen sollen. Ausgelegt ist die Zone für mindestens 160 Personen. Neben Strandatmosphäre soll Boccia, Strandball, eine eigene Kindersandkiste und Matkot, das israelische Beach Tennis, geboten werden. Für den Proviant wird Haya Molcho verantwortlich sein, die Ende März auch ihr neues Lokal mit israelischer Küche am Naschmarkt



eröffnete. Am Kanal wird sie ab dem Soft Opening am 28. April israelische Gerichte und Getränke anbieten.

Dass mit dem Projekt am Wiener Donaukanal nicht nur Imagewerbung für die 3,2-Millionen-Stadt gemacht werden soll, sondern auch für Israel, will Botschafter Dan Ashbel gar nicht verhehlen: „Wenn in Österreich an Israel gedacht wird, dann denkt jeder an den Konflikt. Dass es auch ein junges Israel gibt und ein normales Leben geben muss, wird dabei oft vergessen.“ Das wichtigste Ziel seines Landes sei der Frieden, gerade Kultur und Szenealltag der vermutlich tolerantesten Stadt Israels zu vermitteln, falle unter die sonst gerne als Worthülse verwendete Völkerverständigung.

Daher wird es am Tel Aviv Beach in Wien auch ein Kulturprogramm geben mit teils israelischen DJs – aber „ruhigem Sound“, um die Anrainer nicht zu verärgern –, einem Poetry Slam und kleinen Fashion-Shows – auf einer kleinen Bühne.

Die Stadt Wien unterstützt das Projekt ausdrücklich, Michael Häupl bedankte sich dezidiert für die Initiative. Und wird vielleicht vorbeischaun, zumindest zur Eröffnung. Später soll es dann jünger werden.

Ja, und gerade in diesem Zusammenhang kann ein verstärkter Dialog zwischen jungen Österreichern und Israelis sehr spannend sein.

Wie erleben Sie als Österreicher Israel überhaupt, gibt es ständig Diskussionen über Politik oder Vergangenheit?

Ja, das kommt ständig, aber es überlagert nicht die gesamte Diskussion. Wenn ich sage, „I am from Austria“, dann kommt heute nicht mehr der Reflex, aha, ein braunes Fenster öffnet sich. Das ist sicher weniger geworden. Wir werden verstärkt als europäisches Land gesehen, das wie viele andere eine Rolle spielt. Heute geht es eher um die Frage, sind wir ein Freund Israels oder nicht, wo stehen wir im Nahost-Konflikt, wie stehen wir dem Staat Israel gegenüber? Das ist heute die wichtigere Frage.

Apropos Freund Israels: Das Bild, das in Österreich von Israel gezeichnet wird, ist wenig israelfreundlich, das hat sich gerade im Gaza-Konflikt wieder gezeigt, vor allem in den Medien. Vielleicht liegt es auch daran, dass viele Journalisten noch nie in Israel waren.

Österreichische Politiker kommen häufiger nach Israel als Journalisten, da gibt es nur zaghafte Versuche, und wenn sie kommen, dann nur in Zeiten einer Krise, wie jetzt beim Gaza-Konflikt. Das Image Israels ist in Österreich meiner Meinung nach eigentlich nicht so schlecht wie in anderen europäischen Ländern, wo es zu großen anti-israelischen Kundgebungen gekommen ist. Das wird in Israel sehr wohl registriert. Ich würde sagen, wir liegen im europäischen Mainstream. Das kann man so oder so sehen, ich sehe das positiv. Österreich

„Wenn ich sage ‚I am from Austria‘, dann kommt heute nicht mehr der Reflex, aha, ein braunes Fenster öffnet sich.“

und die EU haben großes Verständnis für die Sicherheitsinteressen Israels, sind aber auch davon überzeugt, dass nur eine Zweistaatenlösung für Israel auf Dauer Sicherheit bringen kann.

Dass Israel täglich angegriffen wird, auch davon erfährt man in Österreich derzeit kaum etwas.

An der Situation in Gaza hat sich nur sehr wenig geändert. Die Hamas

ist operativ, aus dem Gazastreifen kommen weiter Raketen. Es könnte sein, dass man da bald wieder auf eine ähnliche Krise zusteuert. Es scheint ein bisschen wie die Ruhe vor dem Sturm, wir werden bald eine neue Regierung in Israel haben, die sich schwierigen Aufgaben stellen muss.

Wohin entwickelt sich Israel unter der neuen Regierung?

Ich bin mit Prognosen vorsichtig: In einem Land wie Israel kann von einem Tag auf den anderen alles anders sein. Netanyahu wird sicher vieles anders machen als sein Vorgänger. Seine erste Priorität ist der Iran, allerdings ist fraglich, was er tun möchte. Denn auch die US-Regierung ist erst in ihrer Genesis-Phase, und hat jetzt durch die Wirtschaftskrise andere Prioritäten. Die Konturen der Nahost-Politik Obamas müssen erst geschärft werden.

Eine eventuelle Annäherung der Fatah und der Hamas – birgt das Hoffnung oder wird es zu einer noch größeren Bedrohung?

Aus israelischer Sicht bleibt die Hamas kein Partner – auch wenn sie mit der Fatah eine Regierung bildet. Netanyahu wird da sicher keine Verhandlungsbereitschaft zeigen, denn er wird von seiner Linie nicht abgehen. Er setzt auf wirtschaftlichen Frieden mit den Palästinensern, d. h. in erster Linie darauf, dass die wirtschaftlichen Strukturen der Autonomiebehörde so gestärkt werden, dass ein wirtschaftlicher Wandel Platz greift und eine neue Basis entsteht. Ich würde vor zu optimistischen Ansichten warnen. Denn die Palästinenser wollen auch politische Freiheit.

Eine Bedrohung nicht nur für Israel stellt der Iran dar, mit seinen Bestre-

„Meine Familie ist ein Fleckerlteppich und hat sich durch die Realitäten des k.u.k. Österreich entfaltet. Mein Vater war Mitglied der Kultusgemeinde, aber nicht religiös.“

bungen, eine Atommacht zu werden, da hat man den Eindruck, dass Europa das nicht allzu ernst meint.

Es ist richtig, auch mir und meinen Kollegen wird von israelischer Seite immer wieder gesagt, dass die iranische Shahab-Rakete es sicher bis Rom oder vielleicht auch Wien schaffen wird. D. h. die EU könnte bei einem möglichen Angriff betroffen sein, also die EU sollte nicht unbeteiligt zuschauen. Für Israel laufen die Bemühungen, den Iran zu stoppen, zu langsam. Österreich bringt sich dabei aktiv ein, Kritiker werden bestimmt sagen, alles zu langsam. Es ist klar, dass die Zeit sehr schnell vergeht und der Iran auf Zeit spielt. Die Weltpolitik ist gefordert. Optimist in dieser Frage zu sein, ist heute schwer.

Sie sind, als Sie Ihr Amt angetreten haben, nicht ohne Vorbereitung nach Israel gekommen, Sie stammen aus einer jüdischen Familie.

Meine Familie ist ein Fleckerlteppich und hat sich durch die Realitäten des k. u. k. Österreich entfaltet. Väterlicherseits stamme ich aus einer jüdischen Familie aus Graz. Das Tuchhaus Rendi war eines der großen Textilhäuser Österreichs, ein weiteres gab es in Zagreb, die Krapina-Webereien. Unsere Familie ist geflüchtet, als die Nazis nach Zagreb kamen. Der deutsche Oberkommandierende ist in unsere Villa eingezogen, in jenes Haus, in dem mein Vater geboren worden ist. Danach haben es die Kommunisten übernommen. Mein Vater war Mitglied der Kultusgemeinde, aber nie aktiv und auch nicht religiös. Es war eine typisch assimilierte Familie, einmal hat er mich in die Synagoge mitgenommen.

... und mütterlicherseits?

Die Familie meiner Mutter kommt aus einer jüdischen Juristenfamilie aus Rostov am Don, ihre Mutter hat in Wien Medizin studiert, hier einen aus Brünn stammenden Katholiken

geheiratet und ist in den 1930er Jahren zur russisch-orthodoxen Kirche übergetreten. Sie wurde aber dennoch von der Gestapo verhaftet, mein Großvater hatte aber als Arzt einem hohen deutschen Offizier nach einem Unfall das Leben gerettet und konnte mit dessen Hilfe meine Großmutter aus der Gestapo-Haft befreien. Danach konnten sie als Landärzte mit einer falschen Identität in der Nähe von Dresden überleben. Nach Ende des Zweiten Weltkriegs sind sie wieder nach Wien gekommen, die jüdische Identität wurde allerdings immer totgeschwiegen. Meine Großmutter ist

„katholische“ Mutter in einer Kirche zu trauen.

Ihre Mutter hat also mit ihren Eltern unter einer falschen Identität überlebt – und der Vater?

Mein Großvater Felix Rendi wurde in Süditalien interniert, mein Vater ist auf der Flucht in Como aufgewachsen, er spricht italienisch wie ein Italiener, kroatisch wie ein Kroat, die letzten Kriegsjahre hat er mit meiner Großmutter in der Schweiz überlebt. Danach hat meine Großmutter wieder in Graz gelebt. Das Tuchhaus Rendi ist unserer Familie nach dem Krieg zurückgegeben



NU-Redakteurin Danielle Spera im Gespräch mit Botschafter Rendi

auch auf dem russisch-orthodoxen Friedhof begraben. Meine Mutter und deren Schwestern wurden katholisch erzogen, ich bin getauft worden. Von der jüdischen Herkunft meiner Mutter habe ich erst sehr spät erfahren. Meine Großmutter hat meiner Mutter kurz vor der Hochzeit gesagt: „Willst Du das wirklich, jetzt geht das wieder los ...?“ Meine Eltern haben in der Pfarre Grinzing einen sehr couragierten Pfarrer gefunden, der im Wien der späten 1950er Jahre den Mut hatte, meinen jüdischen Vater und meine

wort, es wurde dann verkauft, das wunderschöne Jugendstil-Gebäude am Joanneumring N°5 steht noch. Man fragt mich übrigens oft, woher der Name Rendi kommt, das ist kein ungarischer Name. Die Familie hieß Rosenbaum, das wurde aber schon lang vor den Nazis in Rendi geändert. Dadurch dass die Firma international tätig war, hat Simon Rosenbaum seinen Namen in den in allen Sprachen leicht klingenden Namen Rendi geändert. Meine Eltern haben sich im Wien der 1950er Jahre kennengelernt, mein Vater war

„Meine Tochter lernt derzeit Englisch und Hebräisch. Religion ist bei mir und meiner Frau nicht stark ausgeprägt.“

bei der Atombehörde tätig, ich bin in Italien und Brasilien aufgewachsen.

Was werden Sie Ihrer Tochter weitergeben, wie wird sie ihre jüdischen Wurzeln leben, erleben?

Was meine Eltern mir mitgegeben haben, sind sicher die Weltoffenheit und die Sprachen, das möchte ich meiner Tochter auch mitgeben. Sie lernt derzeit Englisch und Hebräisch. Religion ist bei mir und meiner

Frau nicht sehr stark ausgeprägt. Für mich persönlich ist der Posten in Israel sehr wichtig, weil ich den Umgang mit meinen jüdischen Wurzeln und der katholischen Erziehung jetzt viel unverkrampfter suchen kann. Es ist für mich ein ganz wichtiger Weg der Selbstfindung.

Wenn man in Österreich erzählt, dass man nach Israel fährt, wird einem mit Unverständnis begegnet,

was, in dieses gefährliche Land? Wie erleben Sie das?

Ich fühle mich in Israel sehr wohl. Ich bin in São Paulo aufgewachsen, dort ist die Gefahr sicher größer, ich habe mich, was die Kriminalität angeht, noch nie so sicher gefühlt wie jetzt in Israel. Es gibt das Risiko von Anschlägen, das ist, zumindest derzeit, eher gering, wenn man von den seltenen Bulldozer-Attentaten absieht. Ich bin auch fallweise im Westjordan-

WENN DIE WELT DOCH NICHT VERRÜCKT WIRD

Wie erging es dem Journalisten Christian Ortner, als er Anfang Jänner einen eindeutig pro-israelischen Kommentar in der Tageszeitung „Die Presse“ veröffentlichte? Lesen Sie den Kommentar auf Seite 15 nach. Für NU fasst er seine Erfahrungen hier zusammen.

VON CHRISTIAN ORTNER

Zu den Vorteilen des Journalistenberufes gehört zweifellos, dass man immer wieder interessanter Begegnungen mit anderen Menschen teilhaftig wird. Wie etwa jener mit einem mir völlig unbekanntem Mann an einem Samstagvormittag, kürzlich in der Wiener Naglergasse. „Was ich da so über Israel schrieb“, so stellt mich der Fremde, „sei ja nun wirklicher Mist.“ Er wisse aber, fügt er gleichsam mich entschuldigend hinzu, warum das so sei: „Weil wenn ihr Journalisten nicht mindest einmal in der Woche was Judenhöriges in eure Blattln schreibt, dann seids ja euren Job los, dafür sorgen die Juden dann schon.“ Sprach's und ging seiner Wege (der Typ war übrigens stocknüchtern, durchaus artikuliert und in feines Maßstuch gekleidet).

Wenn man so etwas mag, braucht man üblicherweise als Journalist in diesem Land nur die Meinung vertreten, dass Israel kein blutrünstiges Naziland ist, das sich im Wesentlichen damit beschäftigt, Konzentrationslager für harmlose Palästinenser zu betreiben – und schon kann man sich empathischer Leserreaktionen wie

dieser kaum erwehren. Üblicherweise. Und dann geschah etwas Merkwürdiges. Nachdem am 8. Jänner in der „Presse“ mein (hier nochmals abgedruckter) Kommentar „Immer Ärger mit den Juden“ erschienen war, bekam ich innerhalb weniger Tage rund 400 Mails von Lesern, was doch wesentlich mehr als üblich ist. Doch das wirklich Merkwürdige war: Fast 90 % der Mails waren freundlich, zustimmend, ja gelegentlich sogar von einer berührenden Art: etwa von einem in Florida wohnenden 90-jährigen Überlebenden der Shoa, aus einem Kibutz im Süden Israels, von ein paar Journalisten-Kollegen, deren Namen ich hier in Ihrem Interesse besser nicht nenne. Natürlich kamen auch eine Handvoll durchaus kritischer Mails, doch bis auf ganze zwei Stück – das muss man sich bitte vorstellen, zwei von 400 – war dabei keine Spur von dem, was ich irgendwie doch erwartet hatte: der übliche Dreck.

Nicht einmal der notorische Palästinenserversteher Fritz Edlinger, der mir sonst schon empört schreibt, wenn ich auch nur unter der Dusche erwäge, einen

Kommentar über Israel zu schreiben, hat sich gemeldet (meine leise Hoffnung: Er hat mich als unbelehrbar abgeschrieben; meine Befürchtung: Er war bloß auf Urlaub). Seither frage ich mich natürlich beklommen: Ist die Welt verrückt geworden, wenn ein Kommentar, der Israel nicht routinemäßig als Schurkenstaat beschreibt, nicht sofort 90 % Leserreaktionen generiert, so wie man sie sich halt vorstellt („Solche wie Sie, Herr Redakteur, raucht unser Jörgel in der Pfeife!“)?

Zu befürchten ist: Das deutet nicht auf eine Änderung des Meinungsklimas hin, sondern bloß auf ein statistisches Phänomen. Wenn sehr selten mal ein Kommentar erscheint, der Israel nicht verurteilt, fühlen sich die wenigen, die diese Meinung teilen, natürlich eher motiviert, darauf zu reagieren. Ganz abgesehen davon, dass diese für mich eher unerwartete Leserreaktion natürlich ohnehin von der jüdisch-freimaurerischen Weltverschwörung, dem Mossad und gewissen Ostküstenkreisen gesteuert worden sind, wie meine Naglergasse-Bekannschaft wohl meinen wird.

land, habe mich aber auch dort noch nie unsicher gefühlt. Wir bieten jedenfalls für alle Reisenden Tipps an, die man auf unserer Homepage (www.aussenministerium.at/telaviv) aktuell abrufen kann. Meiner Meinung nach soll man unbedingt nach Israel fahren, ein wunderbares, spannendes Land mit wunderbaren Menschen, das ich nur jedem ans Herz legen kann.

Danke für das Gespräch.

Das Kaufhaus Rendi, eines der größten Textilhäuser Österreichs, in Graz. Es gehörte dem Vater Michael Rendis.



IMMER ÄRGER MIT DEN JUDEN

Warum lassen sich die Israelis nicht einfach ohne Gegenwehr ermorden? Früher ging das doch auch! (Ursprünglich erschienen in „Die Presse“ am 9. Jänner 2009)

VON CHRISTIAN ORTNER

Österreich bringt im Großen und Ganzen den Juden gegenüber ja eh viel Sympathie auf; jedenfalls solange es sich um tote Juden handelt. Gegen die im KZ ermordeten Juden zum Beispiel hat heute fast niemand mehr etwas.

Etwas anders verhält es sich mit (noch) lebenden Juden. Zwar verurteilte der Bundeskanzler in einem Interview die Raketenangriffe der Hamas auf Israel; im gleichen Atemzug verurteilte er aber auch Israels Versuch, sich gegen diese Terrorangriffe militärisch robust zur Wehr zu setzen.

Vermutlich ist diese Haltung eines entschlossenen Einerseits-andererseits durchaus mehrheitsfähig. Solange Israel ohne jede Gegenwehr hinnimmt, dass ein erheblicher Teil seiner Bevölkerung regelmäßig im Bunker leben muss, um nicht Opfer einer Hamas-Rakete zu werden, tolerieren wir ihr Verhalten. Wehren sie sich dagegen, stellen wir sie auf eine Ebene mit den Hamas-Terroristen. Warum auch können sich die in Israel lebenden Juden nicht genauso geräuschlos und höflich umbringen lassen wie ihre Eltern und Großeltern damals in den europäischen Vernichtungslagern?

Mehr Bewusstsein für Tradition und Kontinuität als die störrischen Juden zeigte hingegen erwartungsgemäß Frankreich: Indem das Außenministerium ebenfalls Hamas und Israel gleichermaßen rügte und damit den Unterschied zwischen Aggressor und Opfer orwellianisch zum Verschwinden brachte, knüpfte die Grande Nation gekonnt an die glorreichen Vichy-Zeiten an, in denen das stolze Frankreich jüdische Frechheiten auch nicht ungestraft hinnehmen musste. Als Camouflage ihrer Haltung dient all jenen, die von Israel erwarten, sich gefälligst mit Raketen beschießen zu lassen, ohne Ärger zu machen, neuerdings das Argument von der „Unverhältnismäßigkeit“ der israelischen Gegenwehr, also der Umstand, dass deutlich mehr Palästinenser der israelischen Gegenwehr zum Opfer fallen als Israelis dem Hamas-Terror.

Unbestritten ist, dass dies vor allem daran liegt, dass die Hamas ihre Raketenstellungen in Schulen, Kindergärten und Krankenhäusern errichtet, um genau diesen Effekt zu erzielen. Deshalb stellt sich die Frage: Warum hindern die 1,5 Millionen Palästinenser in Gaza die Hamas nicht daran, Raketen auf Israel vom Schulhof aus zu



starten? Es ist ja nicht gut vorstellbar, dass die Hamas gegen den Widerstand der eigenen Bevölkerung auch nur einen Tag weiter so Terror gegen Israel betreiben könnte.

Davon, dass die (mit Mehrheit gewählte) Hamas mit Gewalt ihre Raketenstellungen mitten unter Zivilisten errichtet hat, ist bislang nichts bekannt. Damit stellt sich auch die Frage der „Verhältnismäßigkeit“ anders: Solange die Palästinenser dulden, dass die Hamas aus ihrer Mitte, aus ihren Häusern und Schulen Raketen auf israelische Kindergärten abfeuert, können sie nicht wirklich als „unschuldige zivile Opfer“ gelten. Nicht Israels Gegenwehr ist unverhältnismäßig, sondern die Kritik an dieser Gegenwehr ist es.

Zwischen Purim und Puma

Eine neuer Club für 9- bis 15-Jährige am Karmelitermarkt will die jüdische Jugendarbeit beleben.

VON MARTIN ENGELBERG UND PETER RIGAUD (FOTOS).

Es ist faszinierend: Soeben haben die Kids noch über Purim geblödel, über Haman und König Achaschweresch, da wirft Lisa – die Leiterin der „Hillel Group“ (siehe Kasten) – sehr geschickt einige Fragen in die Diskussion: Wie das wohl für die Juden war in einem Land zu leben, wo sie der Laune des Königs ausgesetzt waren? Wie man sich in einem Land verhält, in dem Unrecht geschieht? Ab wann man sich gegen die Staatsgewalt wehren darf, wehren muss?

Blitzschnell hat sich von der Purim-Geschichte ein ganz aktueller

politischer Bezug hergestellt. Die Jugendlichen diskutieren mit zunehmender Verve miteinander, beschäftigen sich sehr eindrucksvoll mit Fragen, die sich wohl so mancher Erwachsene schon lange nicht gestellt hat.

Dazu erklärt Lisa später, dass ihr solche Diskussionen großen Spaß machen: „So lässt sich von Purim, einem jüdischen religiösen Fest eine sehr spannende politische und zutiefst jüdische Diskussion herleiten – das ist unser Ziel.“ Sie erklärt dann auch gleich, was die Hillel Group zu

so etwas Besonderem macht: „Bei Hillel kann ich mich meiner persönlichen politischen, religiösen Meinungen enthalten. Ich kann den Jugendlichen ihren Raum geben, sie ihre Meinungen ausleben, entwickeln lassen. Wir wollen den Jugendlichen nicht eine vorgefertigte Meinung aufsetzen, sie nicht indoktrinieren.“

Dies beschreibt bereits sehr gut eine der Grundideen der soeben neu gegründeten jüdischen Jugendorganisation Hillel Group. „Wir wollen, dass unsere Kinder in ihrer jüdischen Identität, in ihrem jüdischen Bewusstsein gestärkt werden, ohne dass sie in eine ganz bestimmte politische oder religiöse Ausrichtung gedrängt werden“, meint Robert Herscovici, einer der Mitinitiatoren der neuen Jugendorganisation. Er war auch in seiner Jugend Mitbegründer der Vereinigung Jüdischer Mittelschüler „Jewish Youth Study Groups“, die Ende der 1970er Jahre über einige Jahre die stärkste jüdische Jugendorganisation Wiens war.

Es geht um die Begegnung mit den verschiedenen Facetten des Judentums, das Lernen und Beschäftigen mit religiösen Traditionen, um die Vermittlung jüdischer Geschichte und politischer Bildung. „Dabei wollen wir mit den Kindern

Irina Chaimova kam vor vier Jahren aus Russland und arbeitet bei Hillel mit.



auch kreative Sachen machen, viel Spaß haben, uns gemeinsam weiterentwickeln, so wie sie von uns was lernen, lernen wir auch von ihnen“, sagt Irina, ein weiteres Mitglied des Leitungsteams der Hillel Group.

Natalie Lanczmann hat sich ebenfalls im Aufbau der Hillel Group engagiert. Sie selbst war in ihrer Jugend Mitglied der B'nai Akiba, doch sie wünschte sich für ihren 10-jährigen Sohn eine Jugendorganisation mit Vielfalt, einen Platz, wo er Kontakt zu anderen jüdischen Kindern finden kann, ohne in eine ganz bestimmte Richtung gehen zu müssen und meint: „Eine kritische Auseinandersetzung mit seinem Judentum als Kind, Jugendlicher kann er nicht mit mir führen, das muss er mit Gleichaltrigen machen.“

Hillel Group spricht jüdische Jugendliche – vorerst einmal im Alter von 9 bis 15 Jahren – an. Die Treffen finden jeden Samstagnachmittag in Räumlichkeiten der Israelitischen Kultusgemeinde am Karmelitermarkt statt. Die IKG unterstützt die neue Jugendbewegung sowohl finanziell als auch moralisch – schließlich könnte



Lisa Joskowitz, Leiterin der Hillel Group, findet es gut, dass sie „den Jugendlichen ihren Raum geben kann“, abseits von Religion, Politik und persönlichen Meinungen.



und sollte die Hillel Group ein Vakuum füllen, das seit vielen Jahren in der jüdischen Gemeinde besteht.

Die Hinwendung der Hillel Group zur örtlichen jüdischen Gemeinde trifft einen weiteren wichtigen Punkt: Die Beschäftigung mit und die Zuwendung zu Israel ist wohl ein zentraler Punkt des Programms, aber „es geht auch um unsere Gemeinde, um unsere Gemeinschaft hier in Wien. Es ist nicht das einzige Ziel, dass unsere Mitglieder nach Israel gehen“, erklärt Thomas. Er selbst war Mitglied des Schomer in seiner Jugend und damals galt: „Wir wandern alle aus – der Letzte dreht das Licht ab.“

Außerdem sind in anderen Jugendorganisationen die Leiter der Gruppen oft nicht viel älter als die Mitglieder. Lisa – sie ist klinische Psychologin und hat viel Erfahrung in der Arbeit mit Jugendlichen – möchte unbedingt, dass die Jugendlichen sich einbringen und Programme selber gestalten, „es ist aber ganz wichtig sie dabei optimal zu unterstützen, um unserem professionellen Anspruch gerecht zu werden“.

HILLEL GROUP

Neue jüdische Jugendorganisation
Haidgasse 1 (am Karmelitermarkt)
Treffen jeden Samstag von
16.00 bis 19.00 Uhr
Alter: 9–15 Jahre
Fragen, Ideen, Anmeldung:
hillelgroup@gmail.com

DAS LEITUNGSTEAM:

Lisa Joskowitz (30), Leiterin der Hillel Group

In Wien aufgewachsen, ging sie mit 18 nach Israel, lebte dort 12 Jahre, studierte klinische Psychologie, arbeitete viel mit Jugendlichen und im psychosozialen

Bereich. Lebt seit einigen Monaten wieder in Wien und freut sich, gleich in der Gemeinde tätig sein zu können.

Irina Chaimova (24)

Kam mit 4 Jahren aus der ehemaligen Sowjetunion nach Wien, ist hier aufgewachsen, hat maturiert, studiert Betriebswirtschaft und hofft, in einem Jahr mit dem Studium fertig zu werden. Arbeitete an der israelischen Botschaft, jetzt in einem Familienunternehmen und für die Hillel Group.

Thomas Deutsch (39)

Geboren und aufgewachsen in Wien, war er in seiner Jugend im Schomer, orientiert sich derzeit, was seinen Beruf betrifft, neu, möchte

in Richtung Jugendarbeit, Therapie, Trainer gehen. Übernimmt gerne die Rolle des „Advocatus Diaboli“ in Diskussionen in der Hillel Group.

Barbara Michel (43)

Ist eine der Mitorganisatorinnen von MOADON – Club junger jüdischer Erwachsener und hat dadurch viel Erfahrung in der Organisation von Programmen. Sie lebte ein Jahr in Israel und hat auch weiterhin starken Bezug zu Israel. Sie hat sich in den letzten Jahren zunehmend Tätigkeiten im psychosozialen Bereich zugewandt und ist derzeit in Ausbildung zur Lebens- und Sozialberaterin. Mitarbeit bei Hillel Group im konzeptuellen Bereich; steht mit guten „Ezzen“ immer zur Verfügung.



Der Schuhtherapeut

Wer sind die kleinen Geschäftsleute, die das jüdische Handwerk in Wien weiterleben lassen? NU startet eine neue Serie, in der diese Menschen porträtiert werden.

Erster Teil: Der Schuster David Malajev in der Josefstadt.

VON PETER MENASSE UND PETER RIGAUD (FOTOS)

In Bucharra waren die Juden stets die Handwerker. David Malajev weiß das von den Altvorderen, die dort noch aufgewachsen sind und Ende der 1970er Jahre nach Österreich kamen. Alle miteinander sind sie nach Wien gezogen, denn sie sind ein Clan, eine eng verbundene Familie. So nimmt es auch nicht Wunder, dass David Schuhmacher geworden ist. Schon sein Großvater war Schuhmacher, ebenso sein Vater und mit geringem Risiko kann man darauf wetten, dass auch sein zweijähriger Sohn bei den Leisten bleiben wird.

Wer den Laden in der Lange Gasse 78, direkt an der Station der Straßensbahnlinie 5, betritt, wird überrascht sein, einen ganz jungen, vor kurzem erst im Erwachsenenalter angekommenen Mann vor sich zu sehen. Der Meister der Schuhe ist gerade mal 24 Jahre alt und verfügt doch schon über eine profunde Ausbildung und meisterhafte Überzeugungskraft. Wer da wieder hinausgeht, ohne etwas gekauft zu haben, und seien es nur ein paar Schuhbänder, muss unbändig resistent gegen Redetalent und Charme sein.

Die neue NU-Serie

Jüdische Geschäftsleute in Wien: Wir erzählen die Geschichte jener Menschen, die in den kleinen Geschäften stehen, die wir alle kennen. Haben Sie Ideen? Dann mailen Sie an office@nunu.at.



Seine Lehrjahre hat David zuerst bei der Firma „bständig“ verbracht, wo er zum Orthopädie-Techniker ausgebildet wurde, anschließend lernte er am WIFI das Handwerk des Schusters und machte sich sofort danach selbstständig. Alles scheint besonders schnell zu gehen bei David Malajev. Mit 21 Jahren war er verheiratet, führte ein Geschäft und wurde bald darauf Vater. Anfangs half seine Frau noch mit, aber seit ihrer Karenz muss er den Laden alleine schupfen. Auch das macht er fix und pragmatisch. Um sechs Uhr beginnt er damit, die Reparaturen zu erledigen, bald nach acht sperrt er auf und pendelt bis zum Abend zwischen Verkaufslokal und angrenzender Werkstatt. Wenn er dann um zwei Uhr am Nachmittag alle Halbsohlen, Absätze und Fersenfutter appliziert hat, kann er sich in Ruhe den Kunden widmen. „Die meisten Kunden kommen schon automatisch am Nachmittag, weil sie wissen, dass ich mir dann mehr Zeit für sie nehmen kann“, erzählt er über einen gelungenen Erziehungsprozess. „Die Leute kommen ja meistens in ein Geschäft, um zu plaudern. Das geht mir und meinen Nachbarn gleich, ob Schneider, Obsthändler oder Fotograf. Wir müssen therapeutisch veranlagt sein, das ist ganz normal und man gewöhnt sich daran mit der Zeit.“

Während dieser Therapieminuten am Nachmittag findet jeder der Kunden irgendetwas Nützliches beim Schuhmacher Malajev. Er ist einer der letzten, wenn nicht überhaupt der letzte Schuhmacher in Wien, der nicht nur handgemachte Herrenschuhe verkauft und alle Arten von Schusterarbeiten durchführt, sondern auch Zubehör vertreibt. Was viele heutzutage in den Drogerien oder bei den Schlüsseldiensten einkaufen, gibt es bei Malajev in besserer Qualität und, wie er besonders betont, mit Fachberatung. „Es gibt ja verschiedenes Zubehör, passend



Es gibt verschiedenes Zubehör für Glatt-, Lack- oder Raulederschuhe. Malajev hat für jeden das Richtige.

für Lackschuhe, Glattlederschuhe oder Raulederschuhe. Da muss man schon das Richtige verwenden. Und zu mir kommen halt Menschen, die ihre Schuhe lieben und sie einmal in der Woche allesamt durchputzen. Die kriegen von mir dann nützliche Tipps.“ Er selbst gibt sich mit dem einmal erworbenen Wissen auch nicht zufrieden und besucht regelmäßig Kurse zu Materialkunde.

Während wir plaudern, betritt ein Mann das Geschäft und beginnt, Plastikringe zum Markieren seiner Schlüssel auszuwählen. Er lässt sich zehn große runde, und zehn ovale und zehn kleine runde weglegen und gustiert bei den Farben. David, der Ungeduldige, hat plötzlich alle Zeit der Welt, gibt Anregungen und berät. Schließlich verlässt der Mann mit dem wohl größten Schlüsselbund der Stadt zufrieden das Geschäft.

Ein anderer Kunde, der sich Ratschläge für die Pflege seiner schwarzen Schuhe geben lässt, erfährt, dass schwarze Schuhpaste meist mit Erde abgemischt ist und daher das Leder austrocknet, also farblose Creme angesagt ist.

Für seine Kunden ist David auch zu Kompromissen bereit. Wohl hängt am großen Kasten mit seinen vielen Fächern zum Ausstellen der handgemachten Schuhe ein jüdischer Kalender, aber zu Weihnachten hat er dennoch für seine Klientel einen Adventkalender in das Schaufenster gehängt. „In jedem Fenster“, berichtet er stolz über diese Geschäftsidee, „gab es ein kleines Geschenk aus meinem Repertoire, das der erste Kunde am Tag mitnehmen durfte.“

Der junge Schuhmacher ist sich nicht zu gut dafür, selbst das Geschäft aufzuwaschen und zu putzen. Wenn er über seine Familie erzählt, lässt sich erahnen, aus welchen armen Verhältnissen die Bucharen kommen. Die Mutter seines Vaters ist 1970 nach der Geburt ihres sechsten Kindes an Typhus gestorben.

„Ich habe zu meiner Frau vor unserer Hochzeit gesagt, dass sie darauf gefasst sein muss, dass wir irgendwann einmal unsere Sachen packen und nach Israel fliegen.“

David sagt dazu: „Das war damals eine schwierige Krankheit, gegen die man in Usbekistan nicht wirklich etwas machen konnte.“ Davids Großvater wollte diese Verhältnisse hinter sich lassen und die ältesten Söhne rasch verheiraten. So brach die ganze Familie bald in Richtung Israel auf. Wien war die übliche Zwischenstation und muss dem ältesten Sohn, Davids Onkel, so gut gefallen haben, dass er kurz nach seiner Hochzeit auf Dauer zurückkam. Nach und nach folgten die jüngeren Geschwister seinem Vorbild und verließen Israel. Heute leben sechs Zweige der Großfamilie Malajev gemeinsam in einem Wohnhaus im achten Bezirk.

David fliegt einmal im Jahr nach Israel, um die Familie seiner Mutter zu besuchen und weil er das Land liebt. „Ich habe zu meiner Frau vor unserer Hochzeit gesagt, dass sie darauf gefasst sein muss, dass wir irgendwann einmal unsere Sachen packen und nach Israel fliegen. Wir fliegen dann einfach heim.“ In Österreich, betont er, fühle er sich wirklich zu Hause, aber irgendwie habe er das Gefühl, in Israel seine Wurzeln zu haben.

Usbekistan hat er noch nie gesehen. Er wisse nur von seinem Vater, der regelmäßig das Grab seiner vor fast vierzig Jahren verstorbenen Mutter besucht, dass sich alles radikal geändert habe und er ihm, David, daher gar nicht zeigen könne, wie es seinerzeit gewesen ist. Die Juden hätten sich damals leicht durchsetzen können, meint David, denn sie wären die Handwerker gewesen. „Essen und Geld hatten die Moslems genug, aber keine geschickten Handwerker. Unsere Frauen haben genäht und die Männer die Schuhe repariert. Das ist ja kein so sonniges Land, wie zum Beispiel Israel, wo man Sandalen oder Flipflops trägt. Nein, dort hat man Schuhe reparieren müssen, so einfach war das.“

Auf die Frage, ob denn gar kei-



ne Juden mehr in Buchara lebten, meint David, dass nur mehr die Unflexiblen zurückgeblieben seien. Und man merkt ihm an, dass er für eine solche mangelnde Initiative gar kein Verständnis aufbringen kann. Er selber ist schon wieder an etwas Neuem dran. Ein Verwandter will dem rastlosen jungen Mann das Gewerbe

des Immobilienmaklers beibringen. Die Schuhe aber werden ihn sicherlich noch nicht so schnell auslassen, gehen doch die Malajevs seit vielen Generationen wohl besohlt auf dem goldenen Boden dieses Familienhandwerks, das alle brauchen in den kalten Ländern, Moslems, Juden, Christen und Agnostiker.

Schuhmacher David Malajev

Lange Gasse 78, 1080 Wien/Ecke Alserstraße

Öffnungszeiten:

Mo.–Fr. 8:15 bis 13:00 und 14:00 bis 18:00 Uhr, Sa. 9:15 bis 12:00 Uhr

Angebot:

Handgemachte Schuhe, Reparaturen, Zubehör, Schlüssel, Accessoires

Ausgewählte Preise, Stand März 2009

Damen-Gummiabsätze von 8,50 bis 12,50 Euro

Damen-Metallabsätze von 12,50 bis 14,50 Euro

Herren-Gummiabsätze von 12,50 bis 15,00 Euro

Herren-Lederabsätze von 15,00 bis 18,50 Euro

Halbsohlen aus Leder / Damen 25,00 Euro, Herren 30,00 Euro

Halbsohlen aus Gummi / Damen 19,00 Euro, Herren 22,00 Euro

Schutzsohlen / Damen 22,00 Euro, Herren 25,00 Euro

Fersenfutter / Damen 12,00 Euro, Herren 13,00 Euro

Spitzen / Damen 9,50 Euro, Herren 10,50 Euro

Dehnen Schuhe 8,00 Euro

Zippverschluss einnähen je cm 0,60 bis 1,00 Euro

„Ich war eher der Vorsichtige“

Er überlebte die NS-Zeit in Budapest, gab das Klavierstudium seinem Vater zuliebe auf und studierte stattdessen Chemie. Nebenbei wurde er zum wichtigsten Kulturmanager Österreichs: Hans Landesmann, Jahrgang 1932, im Interview über sein Leben zwischen Fleischgroßhandel und zeitgenössischer Musik.

VON THOMAS TRENKLER UND RITA NEWMAN (FOTOS)

NU: Sie wurden am 1. März 1932 geboren. Können Sie sich noch an Ihre Kindheit in Wien erinnern?

Landesmann: Punktuell. Ich kann mich wohl nur deshalb daran erinnern, weil ich mit meinem Bruder, der zwei Jahre älter ist, und mit meinen Eltern darüber gesprochen habe. Es war jedenfalls eine sehr schöne Zeit. Nach dem Kindergarten, als ich sechs Jahre alt war, mussten wir weg. In Budapest lastete sofort ein riesiger Druck auf mir. Denn ich sprach nur Deutsch, eigentlich Wienerisch. Ich musste daher sofort Ungarisch lernen, damit ich in die Schule gehen konnte.

Ihre Eltern kamen aus Ungarn ...

Ja. Mein Vater wurde eigentlich im Gebiet der heutigen Ukraine geboren. Er war im Ersten Weltkrieg als Kriegsgefangener in Sibirien, er hat dort Russisch gelernt, 1919 ist er zurückgekehrt. Das Unternehmen meines Großvaters in Budapest hieß „Alexander Landesmann und Söhne“. Der Name änderte sich mehrfach, aber immer mit „Landesmann“. 1920 gab es einen Familienrat. Der Großvater hatte vier Söhne. Und ein bisschen so wie die Rothschilds – im winzigen Maßstab – haben sich die Söhne die ehemaligen Länder der Monarchie aufgeteilt: Mein Vater wurde nach

Wien geschickt, um dort eine Niederlassung zu gründen, einer meiner Onkel ging nach Prag, und die beiden anderen Onkel kümmerten sich in Österreich beziehungsweise in Ungarn um die Landwirtschaften. So entstand eine Art Konzern. Mit Viehhandel. Denn damals gab es noch keine Automobile, die Fleisch gekühlt transportieren konnten. Mein Vater eröffnete sein Büro in St. Marx – und es ist losgegangen. Schon mein Bruder wurde in Wien geboren.

Haben Ihre Eltern 1938 die drohende Gefahr erkannt?

Meine Eltern haben heftig gestritten: Meine Mutter war die Präsidentin der jüdischen Frauenvereinigung, sie wollte natürlich nach Palästina. Aber mein Vater wollte zurück nach Budapest: dort war die Firma, dort waren die Verwandten. Er hat sich durchgesetzt. Leider, muss ich sagen. Weil Budapest während der Nazizeit kein Honiglecken war.

Obwohl es noch keine Judenverfolgungen gab.

Es gab zwar schon eine Art Nazi-herrschaft davor, die unangenehm war, aber erst dann ist es wirklich ernst geworden. Meine Mutter starb im April 1944 an Krebs. Wir trugen

den gelben Stern, im Juni mussten wir aus unserer Wohnung. Die Deportationen begannen, aber zuerst in der Provinz. Doch dann – das war am 15. Oktober – hat eine Rechts-Rechts-Partei die Macht übernommen. Von da an war man wirklich in Lebensgefahr. Die Juden wurden im Ghetto zusammengetrieben, viele wurden erschossen. Die Botschaften der neutralen Länder wie die Schweiz, die USA, Costa Rica und auch der Vatikan haben mit den Deutschen geschützte Häuser ausgehandelt. Wir waren in einem schwedischen Haus untergebracht, hatten schwedische Papiere. Aber dann hielt dieses Abkommen nicht mehr. Mein Vater war im Arbeitslager. Und da haben wir uns, mein Bruder und ich, selbständig gemacht. Mein Vater hatte uns gesagt, dass wir uns an Salesianer-Priester wenden sollen. Und die haben uns in ihrem Kloster aufgenommen. Es sprach sich natürlich herum, dass dort jüdische Kinder versteckt werden. Schon bald haben wir uns nicht sicher gefühlt und sind weg – gerade rechtzeitig. Man hat uns dann in verschiedenen Häusern versteckt. Und zum Schluss sind wir in dieses jetzt berühmt gewordene „Gläserne Haus“ geflüchtet. Das stand unter Schweizer Protektorat. Mein Vater





war schon dort. Und dort haben wir die Befreiung miterlebt.

Zu Kriegsende waren Sie erst 13 Jahre alt. In dauernder Lebensgefahr zu sein: Wie gingen Sie damit um?

Ich erzähle Ihnen eine kleine Anekdote. Mein Cousin, der viel älter war, sagte zu mir: „Du wirst bald in die Seifenfabrik kommen.“ Ich war ziemlich reinlich und daher sagte ich: „Na ja, das ist gar nicht so schlecht.“ Erklärte mich auf: „Nein, aus Dir wird Seife!“ Von diesem Moment an hatte ich Angst. Davor war das Herumziehen mit meinem Bruder ohne elterliche Aufsicht eher ein Abenteuer.

Haben Sie sich gefragt, warum man Ihnen nach dem Leben trachtet?

Unser Vater hat uns erklärt: Wenn es den Leuten schlecht geht, behauptet die Regierung immer, dass die Juden schuld seien. Das haben wir verstanden. Denn wir gehörten zu den Bessersituierten. Wir haben den Antisemitismus auf Neid zurückgeführt.

Dem „Falter“ erzählten Sie, dass man in Ihrer Familie nicht mehr Deutsch gesprochen habe.

Ja, wir haben uns von den Deutschen abgewandt. Ich war nicht mehr bereit, Deutsch zu sprechen. Was natürlich ein Blödsinn war. Denn dadurch verlernte ich die Sprache und musste sie, 1946 zurück in Wien, wieder neu lernen. Aber wir haben versucht, das von der Kultur zu trennen, die in unserer Familie einen sehr hohen Stellenwert hatte. Wir haben daher weiterhin die Musik deutscher Komponisten gehört und die Bücher deutscher Autoren gelesen.

Bereits mit sechs Jahren haben Sie Klavier zu spielen begonnen. War das Ihr Wunsch – oder der Ihrer Eltern?

Es der Wunsch meiner Mutter, dass wir Klavier lernen. Aber wir wurden nicht gezwungen: Es gab eben eine



Hans Landesmann wäre vielleicht Pianist geworden, wenn ihm sein Vater nicht nahegelegt hätte, einen „bürgerlichen Beruf“ zu erlernen.



Klavierlehrerin, die ins Haus gekommen ist.

Sie hätten sich vorstellen können, als Musiker Karriere zu machen?

Absolut, ich wollte das! In Wien ging ich gleich auf die Hochschule. Aber mein Vater hat gesagt, ich müsse zuerst einen bürgerlichen Beruf erlernen, dann könne ich so viel Klavier spielen, wie ich will. Er war sehr intelligent und hat daher genau gewusst: Wenn ich einmal weg bin vom Klavier, dann wird es nie mehr ernsthaft. So hab ich das Studium aufgegeben.

Und sich einer ganz anderen Materie zugewandt. Warum Chemie?

Mein Vater sagte, ich soll mir einen Beruf aussuchen. Ihm war egal, welcher. Ich hatte in der Schule Chemie, Mathematik und Physik sehr gerne. Und ich hörte damals, dass Chemiker gesucht werden, dass Chemie in der Zukunft sehr wichtig wird.

Sie wollten also gar nicht in den väterlichen Betrieb einsteigen?

Nein. Mein Vater wollte das auch nicht. Er sagte: Einer genügt, das ist der Peter, mein Bruder. Ich sollte etwas Ordentliches lernen. Ich hab zuerst in London studiert, dann an der Sorbonne in Paris und zum Schluss an der Columbia University in New York. Ich bin erst 1957 in die Firma eingetreten. Mein Vater starb im Februar ganz plötzlich – an einem Herzinfarkt. Ich unterrichtete damals schon, aber mein Bruder meinte, ich soll für ein Jahr nach Wien zurückkommen. Meine Frau blieb zunächst in Amerika.

Sie hatten sie auf der Universität kennengelernt?

Ja. Elaine war Sekretärin in der Abteilung, in der ich arbeitete. Sie studierte französische Literatur.

Ich nehme an, die Firma war 1938 beschlagnahmt worden. Es gab wohl einen Sachverwalter oder Ariseur.

Ja. Sonderbar: Er war Musiker. Ein Kapellmeister, Schmied hat er geheißen. Er hat auch unsere Wohnung beschlagnahmt. Gleich nach dem Krieg – fast zeitgleich mit den Russen – kam mein Vater zurück nach Wien. Er wollte ihn aus der Wohnung schmeißen. Doch dessen Frau war krank und bat darum, ob sie nicht in einem Zimmer bleiben dürften. Mein Vater hat das, weichherzig, erlaubt. Trotzdem hat der Nazi uns auf Wohnbesitzraub geklagt – und gewonnen. Wir mussten innerhalb kürzester Zeit aus der Wohnung.

Sie wurden also auch in der Zweiten Republik vertrieben?

Ja. Man hat uns rausgehaut. Es war eine wunderschöne Mietwohnung, Esteplatz 5. Später hatte der Nazi kein Geld, um die Miete zu bezahlen. Der Hauseigentümer, die Anglo-Elementar, hat ihm gekündigt und bot uns die Wohnung an. Aber wir hatten natürlich schon eine neue. Das war also

Mein Cousin sagte zu mir: „Du wirst bald in die Seifenfabrik kommen.“ Ich war ziemlich reinlich und sagte: „Na ja, das ist ja gar nicht so schlecht.“

meine erste Erfahrung mit dem neuen Österreich. Ich wollte sobald als möglich weg.

Und trotzdem sind Sie 1957 zurück nach Wien gekommen.

Das war eine echte Überwindung für mich. Ich habe meinen damaligen Beruf ja geliebt. Aber in Wien waren mein Bruder und die Familie, der Betrieb war zu leiten. Meine Frau hat sich gut eingelebt, und so sind wir geblieben.

Ein prägendes Erlebnis für Sie war, als Sie in Budapest Yehudi Menuhin hörten.

Damals, im Frühjahr 1945, herrschte noch Kriegszustand. Ich sah ein Plakat mit dem Namen Yehudi Menuhin, schaute aber nicht näher hin. Ich dachte, das war eine Ankündigung für eine Schallplatte. Und dann fragte mich ein Freund, ob auch ich mir das Konzert in der Musikakademie anhören werde. Natürlich bin ich hingegangen. Menuhin war der erste große ausländische Künstler, den ich hörte. Es war überwältigend.

Ihre Salzburger Zeit – Sie waren Konzertchef und kaufmännischer Direktor – begann erst 1989. Als Musikmanager sind Sie aber bereits seit 1964 aktiv. Wie kam es dazu?

Die Frau von Peter Weiser war eine gute Freundin und Arbeitskollegin meiner Frau. Er war Generalsekretär des Konzerthauses und suchte junge Direktoriumsmitglieder. Er lud mich ein. So bin ich eben in die Musikwelt eingestiegen.

Sie folgten Peter Weiser von 1977 bis 1984 als Generalsekretär nach. Es sei nicht so schwer gewesen, beide Jobs parallel auszuüben, sagten Sie einmal: Der Fleischhandel sei ein Frühgeschäft, im Kulturbetrieb ist vor zehn nicht viel los. Wie funktionierte die Zusammenarbeit mit Ihrem Bruder?

Problemlos. Am Anfang war mein Bruder mein Lehrmeister, weil ich keine Ahnung vom Geschäft hatte. Später haben wir die Geschäftsbereiche aufgeteilt. Mein Vater hatte 1932 in Niederösterreich nahe der Grenze zum Burgenland eine große Hühner- und Entenfarm gekauft. Sie wurde zweimal enteignet: nicht nur 1938 von den Nazis, sondern auch 1945 von den Russen. Mein Vater war in der Nachkriegszeit Verwalter – auf seinem eigenen Gutsbetrieb. Heute ist der Betrieb verpachtet. Jedenfalls: Mein Bruder hat die Landwirtschaft und den Verkauf betreut, ich habe mich mit den Finanzen beschäftigt. Wir haben eine fantastische Zusammenarbeit – seit nun schon fast 53 Jahren. Es gab nie einen Streit.

Auch in strategischen Fragen waren Sie immer einer Meinung?

Er war und ist das Lenkrad, ich die Bremse. Mitunter habe ich ihn schon ein bisschen einbremsen müssen. Er war immer voll Tatendrang. Und ich war eher der Vorsichtige.

Was hat Ihnen mehr Freude gemacht: im Familienbetrieb zu arbeiten – oder im Musikmanagement?

Zurückblickend würde ich sagen: Das Schöne war die Abwechslung. Das Geschäft war eine wichtige Rückendeckung: Ich war nicht angewiesen auf meinen Musikmanagement-Job. Ich konnte daher mehr riskieren als ein anderer, der davon leben musste.

Für welche Institution haben Sie am liebsten gearbeitet? Für die Wiener Festwochen?

Nein, sie waren das Schlimmste. Es ist ein Blödsinn, wenn die Wiener Festwochen im Theater an der Wien in Untermiete Opern realisieren. Die Salzburger Festspiele waren natürlich viel prominenter, aber meine schönste Zeit war eindeutig das Konzerthaus. Dort bin ich aufgeblüht, dort hab ich all die großartigen Künstler kennen-

gelernt. Präsident Manfred Mautner Markhof hat mich unheimlich unterstützt: Ich konnte machen, was ich wollte, musste mir nicht alles von drei Gremien absegnen lassen.

Sie hielten Salzburg trotzdem die Treue: Sie gründeten ein neues Festival, die „salzburg biennale“, die heuer im März das erste Mal stattfand. Wie kamen Sie auf die Idee?

Ich bin seit vielen Jahren im Präsidium der Stiftung Mozarteum. Dadurch habe ich Salzburg auch unter dem Jahr kennengelernt: Ich stellte fest, dass es sehr viele Leute und vor allem auch gute Institutionen gibt, die sich mit neuer Musik beschäftigen. Aber sie haben weder das Geld noch die Infrastruktur und das Gewicht, um etwas Größeres zu realisieren. So schlug ich Bürgermeister Heinz Schaden vor, all die Initiativen unter einen Hut zu bringen und alle zwei Jahre etwas Größeres auf die Beine zu stellen. Die Idee hat ihm gefallen.

In Ruhestand zu gehen – das kommt für Sie also nicht in Frage?

Im Moment ist das keine Option. Ich muss zwar nicht dauernd ein Festival ins Leben rufen und werde das auch nicht mehr. Aber dass ich irgendwo ein bisschen mitmische, das möchte ich schon noch.

Sie haben zwei Töchter und einen Sohn, mittlerweile schon mehrere Enkelkinder: Werden Sie die Firma irgendwann der nächsten oder übernächsten Generation übergeben?

Nein. Von den Kindern – arbeitet niemand mit. Und niemand wird die Firma übernehmen. Gott sei Dank. Denn sie war ein Mittler zwischen den Fleischproduzenten und den Verbrauchern, also den Fleischhauern. Der Zwischenhandel war unser Geschäft. Aber das hat sich in den letzten Jahren aufgehört. Es braucht uns nicht mehr.



FOTO ©: DANIEL JOSEFSOHN

Jude, nicht normal

Oliver Polak hat eine Marktnische in der deutschsprachigen Comedy entdeckt: Er scherzt und provoziert zielgenau im sensibel-komischen Feld aus Judentum, Antisemitismus und Philosemitismus. Darf man das? Ja, er schon, sagt er, er sei Jude.

VON RAINER NOWAK

Es ist ein nicht unlustiges Spiel und heißt „Schnapp den Juden!“. Oliver Polak muss am Anfang noch ein bisschen Überzeugungsarbeit beim Wiener Publikum leisten. „Genießt das einmal, das dürft Ihr sonst nie laut über jemanden sagen.“ Oder: „Ein Spaß für die ganze Familie, wie zu Großvaters Zeiten.“ Und es ist wirklich einfach: Polak sagt einen mehr oder weniger prominenten Namen und das Publikum muss

mit „normal“ oder „Jude“ die Religionszugehörigkeit bestimmen. Manches ist leicht: „Reich-Ranicki?“ „Jude!“, tönt es im Saal des Wiener Rabenhofs. Wobei Polak schon darauf Wert legt, dass das Wort Jude bitte nicht wie ein Schimpfwort auszuspucken ist, sondern freundlich quasi lobend, wie „Happy Birthday“ intoniert werden sollte, so wie „Juuuhuhude!“ Nächster Name: „Alfred Biolek?“ „Jude!“, tönt es reflexartig aus dem Publikum. „Nein, ganz

**„Mit der Vergangenheit wird Geschäft gemacht. Egal, ob „Stern“ oder „Spiegel“:
Mit Adolf Hitler oder Titten verkauft sich das besser. Am besten mit beidem.“**

falsch“, feixt Polak, dem in seinem Kapuzensweater und seiner schwarzen Lederjacke ziemlich heiß sein dürfte: „Biolek ist sicher kein Jude. Nur weil ihr euch vorstellt, wie ein kleiner dünner Mann gebückt Mazzes-Knödel zubereitet, ist Biolek noch lange kein Jude.“ Und Iris Berben? „Normal.“ Aber Vorsicht: Nach dem ersten Prosecco beginne sie von irgendwelchen jüdischen Wurzeln zu schwafeln. Letzter Versuch: „Das ist jetzt leicht: Oliver Polak?“ Alle rufen begeistert: „Jude!“ Darauf der: „Nein, ich bin normal, ich mache das nur wegen des Geldes.“

Stimmt nicht. Nein, auch wieder falsch: Der Mann ist Jude, aber wegen des Geldes macht er es schon auch, immerhin sind Comedy und Satire sein Job. Und nicht schlecht, sein Buch „Ich darf das, ich bin Jude“ verkauft sich gut und die Zeitungen feiern ihn. (Würden Sie sich auch trauen, ihn zu verreißen? Einen Juden? Eher nicht, aber egal.)

Henryk Broder nennt ihn jedenfalls ehrfurchtsvoll „Jud süß-sauer“. Oliver Polak ist auch der einzige deutschsprachige jüdische Komiker mit Schäferhund und Kapuzenpulli, er fällt auf, indem er schon im Vorwort schreibt: „Lassen Sie uns unverkrampft miteinander umgehen. Treffen wir eine Vereinbarung für die Dauer der Lektüre: Ich vergesse die Sache mit dem Holocaust, und Sie verzeihen uns Michel Friedman.“

Der heute 32-Jährige, ehemaliger Viva-Moderator und Sohn gläubiger Juden, versteht das Spiel der Provokation, des Anti- und vor allem des Philosemitismus wie kaum ein anderer. Er könnte zu einem Nichtjuden sagen: „Holocaust!“ Um dann fortzusetzen mit: „Wieso schauen Sie so ernst und lächeln nicht mehr? Haben Sie ein schlechtes Gewissen? Waren Sie oder Ihre Familie also auch daran beteiligt?“ Aber Polak erzählt auch von seinem Leben als amüsiertes jüdischer Außenseiter in einer deutschen Kleinstadt irgendwo in Niedersachsen. Dort lernt er etwa Alf im TV kennen und lieben: „Das muss doch auch ein Jude sein, er hat eine lange Nase und er wird von der US-Familie vor den Gestapo-Behörden versteckt.“ Und statt Kindern esse er eben Katzen.

Polaks Vater, ein KZ-Überlebender, ist nach 1945 in die alte Heimat zurückgekehrt, hat ein Kleidergeschäft aufgesperrt, die Mutter kam in den 70er-Jahren aus Leningrad. Sie ist bestimmende Figur und uneingeschränktes Familienoberhaupt, das den Sohn am liebsten zu Hause sieht und ihn erzieht. Etwa so: Wenn sie Oliver einen grünen oder einen roten Pullover kauft, und er trägt den grünen, fragt sie, warum er den roten nicht mag. Mit vier Jahren

muss er noch im Kinderwagen sitzen, damit er sich nicht unerlaubt entfernen kann, und seine Mutter hätte später am liebsten selber ihr Abitur nachholen wollen, damit sie in der Schule neben Oliver hätte sitzen können. Sein Vater begleitet Oliver zur Musterung bei der Bundeswehr; als Jude ist der junge Polak vom Präsenzdienst befreit, er unterzieht sich zum Zeitvertreib dennoch der Prüfung: Der Vater bezichtigt die Kommission prompt, gewisse Methoden zu wiederholen. Polak erzählt das alles in einem ironischen, wunderbar bösen Stil; dieser brachte ihn nach seiner jüdischen Schule in Großbritannien – „zu teuer, um zu scheitern“ – als Moderator zu Viva und danach mit seiner jüdischen Nabel-, aber auch Deutschland-Beschau auf die Kabarettbühne. Wie so viele seiner Branche ist der Mann im persönlichen Gespräch ernster als die meisten anderen Zeitgenossen. Oder so zynisch, dass man ihn schon wieder ernst nimmt.

Ob nicht gerade seine vom deutschen Publikum beklatschten Pointen, in denen schon einmal der Holocaust eine Rolle spielen kann, auch beweisen, dass die Vergangenheitsbewältigung in Deutschland gelungen sei? Nein, das sieht Polak im persönlichen Gespräch ganz anders: „Es wird noch heute damit Geschäft gemacht. Egal, ob ‚Stern‘ oder ‚Spiegel‘: Mit Adolf Hitler oder Titten verkauft sich das besser. Am besten mit beiden.“ Und das erste deutsche Nachrichtenmagazin hat es ihm überhaupt angetan: „Wenn Stauffenberg Erfolg gehabt hätte und Hitler gestorben wäre, würde der ‚Spiegel‘ nicht existieren.“ (Apropos Stauffenberg: Der aktuelle Kinofilm hat laut Polak im Gegensatz zum realen Vorbild ein Happy End, denn am Schluss stirbt doch Tom Cruise.) Die Geschäftemacherei mit Hitler findet Polak jedenfalls bedenklich bis erschreckend – „weil dann ist es eigentlich nur noch eine Frage der Zeit, bis es Führer-Wochen bei McDonald’s gibt, mit Hamburger Hitler Royal und Chicken McGoebbels. Und als Sauce Jud süß-sauer“. Und das regt den sonst so abgeklärten Komiker fast wirklich auf.

O.K., diese Vergleiche bringt er auch im Rabenhof an, aber er wirkt auch die Spur emotionaler als er lässig zwischen zwei Pointen fragt, ob ein paar jüdische Single-Frauen um die 25 da seien, die ihm vielleicht gegen die Einsamkeit in dem Hotel beim Wiener Westbahnhof helfen könnten. Single-Frauen schon, sogar jüdische, aber doch die Spur älter wie er nach abschätzigem Blick in die erste Reihe feststellt: „Entschuldigung, Sie könnten meine Mutter sein.“ Darf man das? Er schon, er ist Komiker. Im Herbst kommt er wieder nach Wien.

Eine Jazzerin aus Tel Aviv erobert New York

Anat Cohen ist eine junge Jazz-Musikerin aus Israel, deren Stil amerikanische Kritiker ins Schwärmen bringt. Auch NU findet, dass man sich ihren Namen merken soll.

EINE EMPFEHLUNG VON HERBERT VOGLMAYR



Hierzulande noch so gut wie unbekannt, ist die israelische Jazz-Musikerin Anat Cohen in der Jazz-Szene ihrer Wahlheimat New York ein ganz heißer Tipp und wird mit Auszeichnungen geradezu überhäuft. Sie wurde als erste Bläserin überhaupt in den berühmten New Yorker Jazz-Club „Village Vanguard“ eingeladen und, ebenso erstmalig, in zwei aufeinanderfolgenden Jahren (2007 und 2008) von der „Jazz Journalists Association“ als „Clarinetist of the Year“ und 2007 dazu noch als „Up & Coming Musician of the Year“ (vielversprechendster Musiker des Jahres) gekürt. Vom Jazz-Magazin „Down Beat“, der führenden Zeitschrift dieses Musikgenres, wurde sie ebenfalls für 2007 und 2008 zum „Rising Star Clarinetist of the Year“ gewählt.

Selbst seriöse Blätter wie die Washington Post kommen bei ihr ins Schwärmen: „Mit Anat Cohen hat eine der strahlendsten und originellsten jungen Instrumentalistinnen die Bühne des Jazz betreten. Sie hat das Vokabular des Jazz erweitert und in ihrer unverwechselbaren Schaffensweise ihren höchstpersönlichen Akzent gefunden.“ Vor kurzem kam sie mit Jason Lindner (Piano), Joe Martin (Bass) und Daniel Friedmann (Schlagzeug) erstmals nach Österreich und hat am 23. Februar 2009 im Radiokulturhaus ein mitreißendes Konzert gegeben.

Anat Cohen stammt aus einer musikbegeisterten Familie in Tel Aviv und spielte zunächst auf der Klarinette ihres Vaters, bevor sie als Zwölfjährige mit der Ausbildung am Konservatorium ihrer Geburtsstadt und dann in einer Dixieland-Band zu spielen

„Mit Anat Cohen hat eine der strahlendsten und originellsten jungen Instrumentalistinnen die Bühne des Jazz betreten“, schreibt die Washington Post.

begann. Während der Highschool war sie auch Mitglied eines klassischen Kammerensembles und begann sich dann auf Jazz, insbesondere Latin Jazz zu konzentrieren. Ihren Militärdienst absolvierte sie als Tenorsaxofonistin in der Israeli Air Force Band. Im Gespräch vermittelt sie den Eindruck, dass sie ihre Talente in einer ungezwungenen und der Kreativität förderlichen Familienatmosphäre entwickeln konnte: „Ich bin in eine sehr musikalische Familie hineingeboren. Mein Vater ist sowieso ein Naturtalent, egal welches Musikinstrument er in die Hand nimmt, er spielt es perfekt. Meine Mutter unterrichtet Musik an einem Kindergarten in Tel Aviv, meine beiden Brüder (der Saxofonist Yuval und der Trompeter Avishai) und ich waren immer von Musik umgeben. Uns wurde nie die Frage gestellt, welchen ‚richtigen‘ Beruf wir eines Tages wählen sollten – im Gegenteil: Die Eltern förderten uns auf allen Ebenen, und ich denke, sie haben tausende Stunden verbracht, indem sie während unserer Privatstunden auf uns warteten.“

1996 wurde sie am Berklee College of Music in Boston, Massachusetts, zugelassen und nutzte ihre Ausbildungszeit unter anderem für den intensiven Austausch mit Kolleginnen und Kollegen aus aller Welt. Während der Semesterferien pflegte sie New York zu besuchen, um die mannigfachen Musikwelten der dortigen Jazz-Szene kennenzulernen. Auf diese Weise lernte sie, die rhythmische Vielfalt verschiedener Jazz-Stile mit ihrer eigenen musikalischen Verwurzelung im Nahen Osten und im Mittelmeerraum zu verbinden. Heute reüssiert sie nicht nur als Klarinetistin und Saxofonistin, sondern auch als Bandleader und profilierte Komponistin, die eine Meisterschaft darin entwickelt hat, Brückenschläge zwischen modernem und traditionellem Jazz herzustellen. Sie inszeniert wahre musikalische Feuerwerke, indem sie Jazz mit afrokubanischen Stilelementen und argentinischem Tan-

go verbindet, klassischen brasilianischen Choro und zeitgenössische brasilianische Musik einbezieht und Wege findet, um Klezmer-Musik und klassische Stilelemente mit aufzunehmen.

Sie hat sich damit im Big Apple als herausragende Stimme ihrer Generation etabliert, wovon die eingangs genannten Auszeichnungen Zeugnis ablegen. Zu ihrem letzten Album „Notes from the Village“ schreibt das Jazz-Magazin „Down Beat“: „Cohen versteht es, ihre melodische Begabung mit der Geläufigkeit ihrer Improvisation zu verbinden, und das mit einer Leichtigkeit, die ihresgleichen sucht.“ Sie selbst

kommentiert ihre Entwicklung so: „Die Welt rückt immer mehr zusammen. Jazz ist heute ein sehr weiter Begriff geworden, ich verstehe Chucho Valdés, der meint, dass sich die Kreativität am meisten im lateinamerikanischen Jazz manifestiert. Jazz wird zunehmend Welt-Musik. Wir bekommen so viele Zugänge überall hin, aber auch Informationen von überall her, wir experimentieren mit verschiedenen Rhythmen, mit Samples, Mixes. Ich weiß noch nicht, ob das gut ist oder schlecht, aber ich merke, dass wir Brücken schlagen in so viele Richtungen der Welt. Das ist es, was ich persönlich unter Crossover verstehe.“

In Österreich ist es noch einigermaßen mühsam, CDs von Anat Cohen aufzutreiben, mittels Internet

kommt man jedoch leicht an ihre Musik. Am besten verschafft man sich einen ersten Eindruck mit einer Hörprobe auf ihrer eigenen Website (www.anatcohen.com), um dann, wenn man will, bei Anzic Store (www.anzicstore.com) oder Amazon (www.amazon.com) einzukaufen. Neben dem schon erwähnten letzten Album „Notes from the Village“ ist auf CD noch ihr Debüt-Album „Place and Time“ verfügbar sowie „Noir“, „Poetica“ und schließlich „Braid“, das sie mit ihren beiden Brüdern Yuval und Avishai unter dem Namen „The 3 Cohens“ eingespielt hat.



Ein schönes Gefäß mit wenig Inhalt

Daniel Libeskind schuf für das jüdische Museum Kopenhagen einen wunderbaren Ausstellungsraum. Wer es ganz verstehen will, sollte eine Führung nehmen.

VON HELEN LIESL KRAG

Auf einer Insel inmitten der Großstadt Kopenhagen liegt das Parlament, das Zentrum der Macht. Früher einmal befand sich hier das Schloss, dem die Insel ihren Namen verdankt: Schlossholmen. Auch einige Museen haben hier ihren Platz gefunden. Im Zentrum dieses Ortes der Macht und der Kultur liegt ein stiller Garten, wo sich einst der Kriegshafen mit seinem Proviandhaus befand, das dann später zur königlichen Bibliothek wurde. In diesem Idyll, eingeklemmt zwischen den geschichtsträchtigen Backsteingebäuden, liegt das erst 2004 eröffnete dänische jüdische Museum. Eine kleine Pforte in einer großen Mauer führt den Besucher in winzig kleine, schiefe Räume, die auf den ersten Blick Katakomben gleichen.

Vieles in Dänemark ist klein. Das Land als Ganzes oder die Meerjungfrau. Und auch das jüdische Museum. Mit seinen nur 400 Quadratmetern Ausstellungsraum ist es nicht größer als zwei Patrizierwohnungen. Die Raumausnutzung aber ist optimal. In sich verflochtene Gänge buchten sich durch den Raum. Sie tun das auf unebenem Boden. Manch ein Besucher klagt schnell einmal über Seekrankheit. Diese Assoziation ist gewollt. Das jüdische Museum in Kopenhagen wurde vom Dekonstruktivisten Daniel Libeskind entworfen und soll mit seinem welligen Boden an die Rettung der dänischen



Das Entree zum Museum: Betonbänke als Blickfang

Juden bei hohem Seegang über den Sund nach Schweden erinnern. Für das kleine, jüdische Museum war es eine Auszeichnung, Libeskind als Architekten zu gewinnen. Er hob die Formen der historischen Räumlichkeiten auf und schuf eine neue, symbolisch verdichtete Form, die selbst zum Inhalt wird. Über allem schwebt das Wort Mitzvah, „die gute Tat“, als die die Rettung der dänischen Juden erlebt wird. Die hebräischen Buchstaben, die auch im Logo des Museums erkennbar sind, machen die Struktur des Raumes aus. Das muss man allerdings wissen, um es zu erkennen.

Überraschende Lichteinfälle sowie schräge Wände, die in die winzigen Fenster eingelassen sind, hinter denen sich die Museumsgegenstände und Tafelchen mit Erklärungen sammeln, sind Wegweiser. Libeskind bündelt sie in fünf Gruppen: Exodus steht für die Geschichte der Einwanderung, Wildnis enthält die vielen religiösen, kulturellen und sozialen Identitäten, Empfang der Gesetzestafeln zeigt die Traditionen in Texten und Gegenständen, Gelobte Länder widmet sich jüdischen Idealen wie Assimilation, Sozialismus, Zionismus. Mitzvah zeigt letztendlich den fast mythologischen Höhepunkt all jüdischen Lebens in Dänemark: die durch Dänen vermittelte Fluchterfahrung.

Die Geschichte der Juden in Dänemark ist kurz. Die ersten, vor allem wohlhabende Juden kamen Mitte des 17. Jahrhunderts. Sie brachten Geld mit und erhielten dafür Privilegien. Die Ärmere wurden ausgewiesen. Als im 19. Jahrhundert den Juden die Gleichberechtigung zugestanden wurde, war diese Maßnahme von Unmut weiter Bevölkerungsteile begleitet. Dann jedoch passten sich alle an. Vor dem Ersten Weltkrieg kamen neue Juden aus Russland, vor dem Zweiten Weltkrieg aus den deutschsprachigen Gebieten, Ende der 1960er Jahre aus Polen, alle



Wie auf einem schwankenden Schiff fühlt man sich im Inneren.

waren sie auf der Flucht vor Antisemitismus und Verfolgung. Für Dänemark spricht, dass bei allen Vorbehalten, in diesem Land niemals Juden ermordet wurden.

Wie andere Länder in Europa wurde auch Dänemark von der Deutschen Armee besetzt. Aber ungleich anderen Ländern blieben Juden in Dänemark mehr oder weniger unbehelligt – bis zum Oktober 1943, als die Besatzungsmacht auch hier „Judenaktionen“ plante. Innerhalb weniger Tage wurden fast alle Juden gewarnt und versteckt und danach von dänischen Fischern über das Meer gerettet. Schweden nahm die etwa 7.000 Juden aus Dänemark als Flüchtlinge auf. 475 schafften es nicht, sie wurden nach Theresienstadt deportiert, aber die meisten

von ihnen gerettet. Nur 53 Menschen kamen um.

Das kann durchaus als das dänische Wunder bezeichnet werden. In Wahrheit war alles viel komplexer, aber es ist das eine wunderschöne Geschichte, von der man nicht genug bekommen kann, wenn man wie ich in Österreich aufgewachsen ist. Angeblich haben die Nachbarn sogar die Blumen der geflüchteten Juden gegossen und deren Katzen gefüttert. Man erzählt sich auch, dass der König mit dem Davidstern an der Brust durch die Straßen Kopenhagens ritt. Das aber ist wirklich nur eine fantasievolle Erzählung, die Dänemark viel Ruhm eingebracht hat.

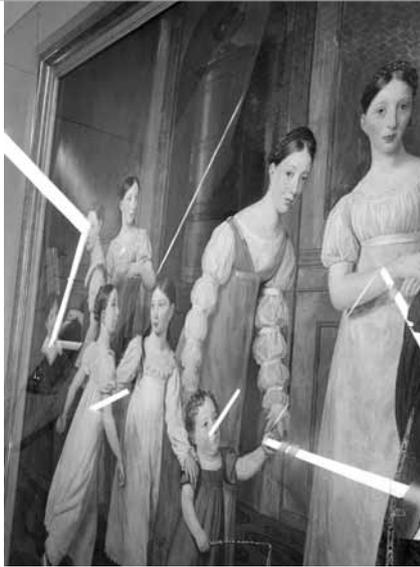
Die Räume des Museums sind wie ein gut geformtes Gefäß, das noch der Füllung mit der Geschichte

SERIE JÜDISCHE MUSEEN:

Nächste Ausgabe:
NU 36 Barcelona

Bisher erschienen:
NU 34 London
NU 33 Hohenems
NU 32 Buenos Aires
NU 31 Wien

NU 30 Basel
NU 29 Sydney
NU 28 München
NU 27 Berlin



Beispiele aus der Sammlung des Museums: Die Geschichte des dänischen Judentums ist kurz.

und dem Leben harrt. Libeskind's Idee ist Verpackung. Erst die Ausstellungen füllen den Raum. Wer und was ist auszustellen? Wer soll sich das alles anschauen? Wer es herzeigen? Das Museum wendet sich vor allem an die Außenwelt, es will den Dänen zeigen, wer ihre Juden sind. Es will damit wohl auch Prototyp für ein Minderheitenmuseum sein, das Minderheit wie Mehrheit in ihrer Vielfalt zeigt. Wer aber gehört der Minderheit an? Hier leistet das Museum sicher Neues: Jude ist hier, wer sich selbst als Jude erlebt. Das Museum will nicht so sehr Judaica zeigen, als all das, was jüdisches Leben in seinem historischen Kontext beleuchten kann.

„Räume und Geräumigkeit“ nennt sich die Ausstellung und will damit eben diese Vielfalt und Toleranz einfangen und umfassen. Interessanterweise fühle ich mich selbst trotz der Vielfalt nicht angesprochen, dabei lebe ich seit 40 Jahren in Dänemark. Nur einige alte Scheren von Schneidern aus Galizien ähneln der meiner Großmutter, die sie aus dem Stetl nach Wien mitbrachte. Es gibt in diesem Museum trotz der Vielfalt keine jüdische Identität, die zu mir

passt. Vielleicht bin ich doch nicht dänisch oder jüdisch oder typisch genug?

Direktorin des Museums ist eine Ethnologin, die in der dänischen Museumswelt gut verankert ist, was helfen sollte, dem Museum die staatliche Anerkennung durch die Kulturerbebehörde zu verschaffen. Das könnte finanzielle Hilfe bringen, denn Geld für Neuanschaffungen gibt es heute ebenso wenig wie Platz für Sonderausstellungen. Kustode ist ein minderheiteninteressierter Historiker. Unterstützt werden sie in ihrer Arbeit von jüdischen Freiwilligen und studentischen Praktikanten aus vielen Fachbereichen, die eingeschult werden und fachgerechte Führungen veranstalten.

Ich habe das Museum selbst mehrfach besucht. Die Idee Libeskind's und der Museumsleitung wurden mir dabei nicht zugänglich. Erst als ich mir das Museum für diesen Artikel vom Kustoden zeigen ließ, verstand ich die Zusammenhänge. Ich empfehle allen Besuchern der Stadt einen Besuch im Museum, aber unbedingt mit einer Führung. Dass es trotz einer marginalen jüdischen Bevölkerungsgruppe gelang, ein dänisch-jüdisches Museum noch dazu

in so wunderschöner zentraler Lage einzurichten, ist ein Wunder. Dass Daniel Libeskind sich bereit erklärte, das Museum zu entwerfen, umso mehr. Besonders erstaunlich aber finde ich, dass das Museum laut Publikumsbefragung so viele zufriedene Besucher zu verzeichnen hat. Aber vielleicht weilen manche nur voll Sympathie bei der Vision des dänischen Volkes, das gut zu seinen Juden war.

JÜDISCHES MUSEUM Kopenhagen

Proviantspassage 6
DK-1218 Kopenhagen
E-Mail: info@jewmus.dk
Telefon: +45 3311 2218
www.jewmus.dk (dänisch und englisch)

ÖFFNUNGSZEITEN:
Sommer (1.6. bis 31.8.):
Dienstag bis Freitag 13–16 Uhr,
Samstag und Sonntag 12–17 Uhr
Winter (1.9. bis 31.5.):
Dienstag bis Sonntag 10–17 Uhr
Montags geschlossen.

EINTRITTSPREISE: Kinder und Jugendliche (bis 16 Jahre): freier Eintritt
StudentInnen und SeniorInnen: 30 DKK
Erwachsene: 40 DKK

“Die einzig richtige Einstellung der heutigen Welt ist die eines gepflegten Galgenhumors.”
(Georg Kreisler)

Ausreichend Gelegenheit zum Lachen bieten Ihnen die Frühlingsprogramme des stadtTheater walfischgasse!



stadt
Theater
walfisch
gasse

Vom erstklassigen zeitgenössischen Kabarett bis zur preisgekrönten Broadwaykomödie - auf der Bühne des stadtTheaters hat der Humor in vielseitiger Gestalt seinen Auftritt:

Oliver Baier
Anita Köchl und Edi Jäger
Sigrid Hauser
Georg Markus
Thomas Maurer
Wolfgang Fifi Pissecker
Teddy Podgorski
Joesi Prokopetz
Clemens Schaller
Guido Tartarotti
Monica Weinzettl und Gerold Rudle
u.a.

Tickets: 512 42 00
www.stadttheater.org

stadtTheater walfischgasse Walfischgasse 4, 1010 Wien

Wenn die Ostküste wieder einmal schuld ist

Lehmann Brothers, Alan Greenspan, Bernard Madoff:
Rund um die Wirtschaftskrise gibt es viele jüdische Akteure.
Besteht die Gefahr eines wieder erstarkenden Antisemitismus?

EINE ANALYSE VON ERIC FREY

Die heutige Finanz- und Wirtschaftskrise ist nicht nur ein ökonomisches und politisches Jahrhundertereignis, sondern auch ein groß angelegtes Experiment in angewandter Geschichtsschreibung. Vieles, was heute geschieht, erinnert an die Weltwirtschaftskrise der Dreißigerjahre. Und die Bemühungen der Politik orientieren sich an der Frage, wie man jene Fehler, die damals aus einer Rezession eine katastrophale Depression gemacht haben, diesmal vermeiden kann. Anders als 1930 senken die Notenbanker diesmal die Zinsen radikal und nehmen die Regierungen Milliardenschulden auf, um die Konjunktur zu beleben. Fast täglich wird vor einem Rückfall in den Protektionismus gewarnt, der damals so verheerend gewirkt hat.

Einem anderen Schreckenssymptom der Dreißigerjahre wird derzeit hingegen noch wenig Augenmerk gewidmet: dem Erstarken des Antisemitismus. Es war ja nicht nur in Deutschland, dass Juden zu Sündenböcken für die ökonomischen Probleme gestempelt wurden. In ganz Europa wuchs der Judenhass weiter an und vergiftete auch in demokratischen Staaten wie England und Frankreich zeitweise das Klima. Und auch die USA erlebten in den Dreißigerjahren eine Phase, in der Antisemitismus sich zum Massenphänomen auswuchs und auch politisch gefährliche Dimensionen annahm.

Dies wurde vor allem von der Person des kanadisch-amerikanischen Priesters Charles Coughlin getragen, der Woche für Woche in seinen Radiopredigten gegen Juden hetzte. Der katholische Geistliche

war kein Randphänomen, sondern ab Mitte der Dreißigerjahre – auch dank geheimer Unterstützung aus dem Dritten Reich – eine zentrale Figur in der amerikanischen Politik. Seine gehässigen Worte fielen auf einen fruchtbaren Boden. Denn Antisemitismus hatte in den USA eine lange Tradition und wurde durch den Zorn der Bevölkerung auf die Wall-Street-Financiers, denen viele die Schuld an der Depression und Arbeitslosigkeit zuschoben, weiter angeheizt.

Coughlin verlor zwar ab 1940 immer mehr an Einfluss und nach dem Kriegseintritt der USA wurde seine Radiosendung 1942 eingestellt. Aber seine Hetze trug dazu bei, dass die Roosevelt-Regierung den meisten jüdischen Flüchtlingen die Einreise verwehrte – und manche sogar zurück nach Europa und damit in die Gaskammern schickte. Philip Roths erschreckende Vision einer offen antisemitischen Regierung in seinem Roman „The Plot Against America“ mag zwar erfunden sein, hatte aber einen sehr realen historischen Hintergrund.

Potenzielle Parallelen zu heute drängen sich auf. Schließlich war es die einst von deutschen Juden gegründete Investmentbank Lehman Brothers, deren Exzesse und Kollaps im September 2008 erst eine Bankenkrise in eine globale Wirtschaftskrise verwandelten. Die Hauptverantwortung für viele wirtschaftspolitische Fehler wird von mehreren Kommentatoren dem ehemaligen Vorsitzenden der US-Notenbank Federal Reserve, Alan Greenspan, zugeschoben; und auch sein Nachfolger Ben Bernanke ist Jude. Seit der Verhaftung des Milliardenbetrügers Bernard Madoff im Dezember 2008 haben die



FOTO ©: EPA

Das Medieninteresse am Fall des US-Investors Bernard Madoff ist riesig.

Exzesse der vergangenen Ära schließlich ein prägnantes Gesicht erhalten – und es ist ein jüdisches. Der Boden wäre eigentlich aufbereitet für ein Wiedererwachen des Antisemitismus, sowohl in Europa als auch in den USA.

Tatsächlich warnte der Präsident der Anti-Defamation League, Abraham Foxman, im vergangenen Herbst genau vor dieser Entwicklung und zitierte dabei einige anonyme Postings und Videos auf YouTube. Aber von einem Breitenphänomen ist bisher nichts zu merken. Der böse Geist des Antisemitismus ist in der Flasche geblieben – in den USA ohnehin, und trotz aller anti-kapitalistischen und anti-amerikanischen Emotionen auch in Europa. Der Satz von der Geschichte, die sich fast zwangsläufig wiederholt, ist doch nur ein Klischee.

Es hat sich etwas geändert in den vergangenen 80 Jahren. Damals war der offene Judenhass in allen Industriestaaten, selbst in den USA, ein Leitmotiv der Politik. Heute mögen diese Vorurteile immer noch latent vorhanden sein, aber sie werden im öffentlichen Diskurs nicht mehr ausgesprochen.

Auch der Charakter des Antisemitismus hat sich gewandelt. In Europa gehen antijüdische Hetze und Gewalt meist von Gruppen aus, die Israel und seine Verbündeten im Visier haben – nicht die Wall Street. Christlicher Antisemitismus wurde zunehmend vom islamischen Anti-Judaismus verdrängt, und dessen Träger sind mit anderen Themen als der Finanzkrise beschäftigt. Gerissene jüdische Financiers gehören zwar immer noch ins Repertoire antisemitischer Vorurteile, aber sie werden von den Bildern des grausamen israelischen Soldaten und des perfiden Einflüsterers der „Israel Lobby“ in den Korridoren der Macht in Washington überschattet. Das macht den neuen Antisemitismus nicht sympathischer, aber we-

„Damals wie heute waren jüdische Banker am Börsen- und Bankenkrach beteiligt, aber die Mehrheit der Verantwortlichen waren Nicht-Juden. Nur wenn in den Köpfen der Menschen die Juden als Sündenböcke festsitzen, kann das Bild einer jüdischen Verschwörung entstehen.“

niger anfällig für Wirtschaftskrisen.

Damals wie heute waren viele jüdische Banker und Investoren am Börsen- und Bankenkrach beteiligt, aber die Mehrheit der Verantwortlichen waren nichtsdestoweniger Nicht-Juden. Nur wenn in den Köpfen der Menschen die Juden als Sündenböcke schon festsitzen, kann aus dieser Konstellation das Bild einer jüdischen Verschwörung entstehen.

Im Madoff-Skandal ist der Hauptschuldige zwar Jude, und alle rund um ihn waren es auch. Aber in diesem

Fall war es möglicherweise ein Glück, dass auch der Großteil der Opfer seines Pyramidenspiels jüdische Investoren oder Institutionen waren. Wäre es anders gewesen, hätten wir zwar auch keine Pogrome auf den Straßen von Manhattan erlebt, aber zumindest wäre die Sorge vor antisemitischen Reaktionen berechtigter gewesen.

Jetzt kann man nur hoffen, dass es den Politikern und Notenbankern tatsächlich gelingt, die Weltwirtschaft in Bahnen zu lenken, die nicht mehr jenen der Dreißigerjahre gleichen. Denn auf das soziologische Experiment, in dem getestet wird, ob unsere Gesellschaften im Falle dramatischer Arbeitslosigkeit und Verelendung wirklich gegenüber dem antisemitischen Virus immun sind, wollen wir alle gerne verzichten.



BUCHTIPP

Unser Autor Eric Frey, Chef vom Dienst bei der Tageszeitung „Der Standard“ und profunder Kenner der USA, hat ein neues Buch geschrieben: „Mit der Krise leben lernen. Finanzpolitik und Geldanlage in stürmischen Zeiten“ ist im Linde-Verlag erschienen und kostet 25,60 Euro.

Elektrische Träume

Ein israelischer Dotcom-Millionär will dem Elektroauto zum Durchbruch verhelfen. Autofahren soll wie Handytelefonieren werden. NU recherchierte die Hintergründe.

VON MICHAEL LACZYNSKI

Ist das Auto in Zeiten des Klimawandels, prekärer Arbeitsverhältnisse und eines Spritpreises jenseits der 1-Euro-Marke immer noch ein Blech gewordenes Stück persönlicher Freiheit oder ist es in der kollektiven Wahrnehmung zu einem kostspieligen Haushaltsgerät verkommen, einem Kühlschrank auf Rädern? Von der Antwort auf diese Frage hängt es ab, ob Shai Agassi mit seinem Projekt „Better Place“ Erfolg haben oder in die Annalen des technischen Fort-

schritts als einer jener Visionäre eingehen wird, die zur falschen Zeit am falschen Ort die prinzipiell richtige Idee hatten. Der 40-jährige aus Israel stammende Dotcom-Millionär, der sich sein Vermögen bei der Software-Schmiede SAP verdient hat, will nämlich dem Elektroauto zum Durchbruch verhelfen – weltweit, flächendeckend und zu einem, wie er sagt, vernünftigen Preis. Dabei geht Agassi von zwei Grundannahmen aus, die im Laufe der nächsten zwei Jahre auf ihre Richtig-

keit getestet werden: Die Gesellschaft ist reif für den Wandel – und die Technik ebenso.

Zunächst einmal ist es das Geschäftsmodell, das stutzig, aber auch neugierig macht. Agassi will nämlich keine Fahrzeuge verkaufen, sondern Mobilität. Better Place, vor zwei Jahren im Silicon Valley mit einem Startkapital von 200 Millionen Dollar gegründet, soll nach dem Prinzip der Handynetzbetreiber funktionieren: das Auto als Abo, freie Kilometer statt



Egal, welches Auto der Kunde gerne fährt: „Better Place“ liefert die Batterie und Ladestation dazu.

Freiminuten. Der Kunde erwirbt individuell sein Vehikel, allerdings ohne die dazugehörige Batterie. Die kommt von Agassis Unternehmen, das zugleich eine flächendeckende Versorgung mit Ladestationen garantiert. Aufladen und Austausch der Akkus sind im Tarifvertrag inbegriffen. In ihrer Simplizität ist die Idee so brillant, dass neuerdings auch Fareed Zakaria im Newsweek und Thomas Friedman in der New York Times von dem ehemaligen Software-Experten als Messias eines ökologisch korrekten Zeitalters schwärmen. Doch mit dem emotional aufgeladenen Traumbild eines PS-starken Boliden, das der Automobilindustrie heutzutage als schlagendes Verkaufsargument dient, lässt sich ein Auto nach dem Nokia-Prinzip nur schwer vereinbaren. Und von dem Motto „freie Fahrt für freie Bürger“, wie es vor allem in den USA inbrünstig praktiziert wird, ist der nüchtern kalkulierte Abo-Ansatz meilenweit entfernt.

Apropos Meilen: Die maximale Reichweite der mehr als 200 Kilogramm schweren und rund 7.000 Euro teuren Batterie, die bei Better Place zum Einsatz kommen soll, wird mit 160 bis 200 Kilometern angegeben – „bei ausgeschalteter Klimaanlage“. Ob sich dieses Versprechen ohne Weiteres halten lässt, ist beim jetzigen Stand der Technik fraglich. Wie der „Spiegel“ unlängst berichtete, können Lithium-Ionen-Akkus, wie sie zum Beispiel der japanische Konzern Mitsubishi bei seinem neuesten Elektroauto iMiEV verwendet, gerade 16 Kilowattstunden Energie speichern – das entspricht in etwa dem Brennwert von zwei Litern Benzin. Auch Mitsubishi gibt die Reichweite des iMiEV mit 160 Kilometern an, allerdings nur bei einer sehr geringen Durchschnittsgeschwindigkeit. Wer schneller ans Ziel kommen will, bleibt nach höchstens 80 Kilometern stehen. In die Entwicklung neuer Batterien werden zwar rund um den Globus Millionenbeträge gesteckt, ein Quantensprung zeichnet sich aber



So könnte die Zukunft der Mobilität ausschauen: Stecker statt Tanköffnung, Ladestation (hier vor dem Weißen Haus) statt Tankstelle.

derzeit nicht ab. Kein Wunder also, dass Toyota und Honda, die Pioniere des Hybridantriebs, die hundertprozentig elektrische Konkurrenz nicht sonderlich ernst nehmen und weiter auf die Kombination von Elektro- und Verbrennungsmotor setzen.

Das Problem der geringen Reichweite lässt sich aber umgehen. Man braucht nur ein geografisch überschaubares, dicht besiedeltes Gebiet, in dem die durchschnittlich zurückgelegten Entfernungen innerhalb der engen Limits des technologisch Machbaren liegen. Ein Gebiet wie Dänemark also, oder wie Israel – das oben drein einen zusätzlichen Vorteil aufweist: Den stark ausgeprägten und von allen politischen Gruppierungen geteilten Wunsch nach der Unabhängigkeit von Erdölproduzenten des Nahen und Mittleren Ostens. In diesen beiden Ländern hat Better Place Pilotprojekte gestartet, mit finanzieller Unterstützung wohlhabender Gönner und Investoren (darunter auch Ölkonzerne,

wie das Unternehmen stolz betont). Noch heuer werden dort jeweils rund 50 Elektroautos unterwegs sein, als Fahrzeuglieferant konnte der französisch-japanische Konzern Renault-Nissan gewonnen werden. Zeitgleich sollen ähnliche Feldversuche in den USA erfolgen, rund um die progressive kalifornische Metropole San Francisco und auf Hawaii, der Heimat von Präsident Barack Obama. Und bis zum Ende des kommenden Jahres soll in Dänemark und Israel die flächendeckende Versorgung mit Infrastruktur zumindest ansatzweise vorhanden sein – Agassi geht dabei von je 100.000 Steckdosen und Ladestationen aus.

Und dann schlägt die Stunde der Wahrheit. 2011 soll das Prinzip Better Place dort der breiten Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden. Bis dahin muss die Technik einwand- und verlustfrei funktionieren. Und auch der Preis muss stimmen. Agassi verspricht, dass ein gefahrener Kilometer nicht mehr als fünf Cent kosten soll.

Auch hierzulande möchte Better Place aktiv werden. In Kitzbühel wurde unlängst eine kleine Dependence eröffnet, von der aus nach potenziellen Partnern Ausschau gehalten wird. „Österreich verfügt über einen hohen Anteil an erneuerbaren Energiequellen. Das gefällt uns“, sagt Büroleiter Amit Yudan. Den Investitionsbedarf für die erste Phase von Better Place in Österreich beziffert er mit „mehreren hundert Millionen Euro“. Und die aktuelle Wirtschaftskrise als Argument gegen derartig kostspielige Versuchsbalons lässt Yudan nicht gelten: „Es geht um Investitionen in die Infrastruktur, die Arbeitsplätze bringen. Arbeitsplätze, die sich nicht ins Ausland verlagern lassen.“ Sind die Autofahrer reif für einen derartigen Paradigmenwechsel? Yudan sieht es pragmatisch. „Es ist wie im Supermarkt: Ich kann mich für herkömmliches Gemüse entscheiden, ich kann aber auch zu Bio-Produkten greifen.“

„Mir geht es um das Heute“

Alexia Weiss erzählt, wie sie auf die Idee kam, einen Roman zu schreiben, und warum das Zusammenleben von Juden und Nichtjuden für sie nach wie vor nichts „Normales“ hat.

VON ANNA-MARIA WALLNER UND PAUL DIVJAK (FOTOS)

NU: Was hat Sie dazu gebracht, einen solchen Roman zu schreiben?

Weiss: Ich befasse mich schon seit vielen Jahren mit jüdischen Themen. Was in der amerikanischen Literatur gang und gäbe ist, nämlich Schilderungen aus dem heutigen jüdischen Alltag, hat mir in der deutschsprachigen Literatur gefehlt. Das wollte ich zunehmend lesen. Und da ich schon lange den Wunsch hatte, nicht nur journalistisch, sondern auch Prosa zu schreiben, habe ich mir dieses Thema gestellt: Judentum in Wien im Hier und Heute.

Gab es literarische Vorbilder?

Nicht direkt Vorbilder, aber viele, viele Bücher, die ich gerne gelesen habe. Da sind zum einen die Romane von Leon de Winter, da sind zum anderen kritische Bücher wie „Ungehorsam“ von Naomi Alderman oder „Vorsicht, Bissiger Gott“ von Shalom Auslander, da sind israelische Autorinnen wie Yael Hedaya oder Zeruya Shalev. Natürlich habe ich auch die Bücher von Lily Brett sehr gerne gelesen oder „Vienna“, den Roman von Eva Menasse. Ich wollte aber weder einen Familienroman schreiben noch etwas Autobiografisches.

Gibt es eine Grundaussage? Den Leser lässt das Buch trotz allem sehr positiv und zuversichtlich zurück.

Mit „Haschems Lasso“ wollte ich das Spektrum jüdischen Lebens heute in Österreich darstellen. Viele >>



Einfach nur Freitag oder Schabbes?

Die jüdische Autorin Alexia Weiss schildert in ihrem Debütroman „Haschems Lasso“ die Gratwanderung jüdischer Frauen in Wien zwischen streng orthodoxer und moderner Lebensweise.

VON ANNA-MARIA WALLNER

Hanni kann mit den Frommen nichts anfangen. Konnte sie noch nie. Und das, obwohl sie während der Nazizeit von Wien nach New York fliehen musste, weil sie Jüdin war. Damals war sie noch nicht einmal 15 Jahre alt. Jetzt ist Hanni 81 und ihr Enkelsohn Daniel will heiraten. In seiner Heimatstadt Wien, in der Heimatstadt ihrer frühesten Kindheit, und nach streng orthodoxen Regeln noch dazu. Vom Taxi aus, auf dem Weg vom Flughafen in die Wohnung ihrer Tochter Laura, sieht Hanni eine jüdische Frau mit ihren Kindern: „Vier Buben, alle in dunkelblauen Hosen, weißen Hemden, am Kopf eine schwarze Kippa, aus der Hose hängen die Schnüre.“ Und obwohl Hanni mit „den Frommen“ eigentlich nie etwas anfangen konnte, denkt sie in diesem Moment bei sich: „Schön, dass es sie hier wieder gibt.“

Jüdisch sein ist nicht gleich jüdisch sein. Das lässt sich anhand dieser Passage aus „Haschems Lasso“ vielleicht am besten erklären. Jüdisch sein heißt nicht automatisch, stets mit dem Scheitel oder einer Kippa auf dem Kopf unterwegs zu sein, es heißt nicht, den Großputz vor dem Pessachfest einzuhalten und es heißt auch nicht, sich ausnahmslos an koschere Küche zu halten. Dasselbe gilt übrigens auch für den christlichen und den moslemischen Glauben. Nicht alle (um genau zu sein: die wenigsten) Christen fasten am Karfreitag

und es gibt Muslime, die Alkohol trinken und Schweinefleisch essen. Dennoch, in dieser Zerrissenheit zwischen starkem Zugehörigkeitsgefühl zu einer Religion und Gemeinschaft und der Abneigung, sich einer Religion vollkommen zu unterwerfen, die wiederum Schuldgefühle gegenüber der Elterngeneration hervorruft, leben moderne jüdische Frauen heute vielleicht wieder stärker als noch vor zwanzig, dreißig Jahren. Und sie leben vor allem auch in Wien. Genau ihnen hat die freie Journalistin Alexia Weiss in ihrem Debütroman eine Art Denkmal setzen wollen, nicht zuletzt, weil sie selbst Jüdin ist und in Wien lebt (siehe Interview). Trotzdem ist der Roman, der einen kurzen Ausschnitt aus dem Alltag von sieben jüdischen Frauen darstellt, alles andere als autobiografisch geworden. Sie wollte keine zweite Lily Brett werden, betont Weiss, obwohl sie deren Bücher natürlich selbst gern gelesen hat (sowie auch eine ihrer Protagonistinnen). Sie wollte aber nicht ihre eigene Geschichte erzählen und auch nicht einen weiteren

Beitrag zur Aufarbeitung der Shoah leisten, sondern sich tatsächlich ausschließlich auf die Gegenwart konzentrieren.

Die Lebenswege der sieben Frauen, die sie von Wien aus nach New York, Israel und zurück führen, sind leicht miteinander verknüpft. Hannis Enkel Daniel will etwa Desirée Altmanns Tochter Eva heiraten. Desirées Schwester Jennifer wiederum wird der streng orthodox lebenden Konvertitin Claudia Bauer anvertraut, die sie in die jüdischen Bräuche einführen soll. Es wird gestorben, geboren, umgezogen und geheiratet. Klassische Familiengeschichten also, so wie sie das Leben eben spielt. Die Religion ist wie der Zuckerguss über der Schokoladentorte, sie hält die Protagonistinnen zusammen, egal ob sie den Glauben als rettende Alltagsstütze oder eher als Klotz am Bein begreifen. Man könnte aber auch sagen: HaSchem hält für alle sein Lasso bereit, wie das schon der Titel „Haschems Lasso“ suggeriert. Ein Titel, dessen Sinn sich für das nichtjüdische Lesepublikum vermutlich nicht gleich offenbart.



Alexia Weiss HASCHEMS LASSO

Milena Verlag 2009
Preis: € 19,90

„Jüdisch sein ist nicht gleich jüdisch sein. Das erklärt ‚Haschems Lasso‘ sehr gut“.

„Irgendwann fiel die Entscheidung, mich in der Kultusgemeinde als Mitglied eintragen zu lassen. Es war mir ein Bedürfnis, ganz offiziell Teil einer Zahl zu sein.“

Romane, die sich mit dem Judentum befassen, haben den Holocaust zum Thema. Mir geht es um das Heute, darum zu zeigen, welche Themen die jüdische Gemeinde bzw. Juden in Österreich heute bewegen – und das anhand von Personen, von Frauen, die Abbild des realen Lebens sind. Wie finde ich einen jüdischen Partner, ist dabei eine zentrale Frage. Aber auch: Wie gebe ich meinem Kind Jüdischkeit mit? Und: Wie funktioniert Integration? Vielen nichtjüdischen Österreichern ist nicht bewusst, dass ein großer Teil der Gemeinde in den letzten Jahrzehnten zugewandert ist, vorrangig aus der ehemaligen Sowjetunion.

Die einzelnen Frauenfiguren wirken sehr real. Gab es echte Vorbilder?

Es ist nicht so, dass die Frau XY für Jekaterina aus dem Buch Modell gestanden hat und die Frau YZ für Rachel. Aber natürlich habe ich die Figuren in Anlehnung auf Frauentypen geschaffen, wie es sie in der Wiener Gemeinde tatsächlich geben könnte.

Welche Figur ist am authentischsten?

Das kann ich natürlich nicht sagen – hier sind die Leser am Zug. Das bisherige Feedback hat aber bereits gezeigt: Jeder findet eine andere Figur am authentischsten. Und es ist dann von jüdischer Seite immer die Figur, die die eigenen Positionen vertritt und von nichtjüdischer Seite eine Figur, die besonders „anders“, also quasi exotisch scheint.

Mit welcher Figur identifizieren Sie sich am meisten?

Ich mag natürlich alle Figuren. Meiner Werterhaltung kommen aber sicher Desirée und Ruth am nächsten.

Manche Lebenswege wirken doch ziemlich überzeichnet. Die Vollwaisin Claudia, die im Internat streng katholisch erzogen wird und dann zum Judentum konvertiert und darin voll aufgeht. Die Großmutter Hanni, die ausgerechnet beim Besuch in der alten Heimat Wien und kurz vor der



Alexia Weiss erfuhr erst mit 18, dass ihre Eltern jüdisch sind.

Hochzeit ihres Enkels stirbt. Ist das noch reales Leben oder nötige Dramaturgie eines Romans?

Ein Roman ist ja keine Reportage. Und um Positionen aufzuzeigen, bedarf es eben ganz klarer Figuren mit teils drastischen Erlebnissen. Dass bei alten Menschen die alten Traumata wieder aufbrechen, ist übrigens traurige Realität. Die Ärzte und Psychologen bei ESRA können ein Lied davon singen. Und Konvertiten, die sich nicht wegen eines Partners, sondern aus eigener religiöser Überzeugung für das Judentum entscheiden, leben dies dann meist tatsächlich sehr streng aus.

Sie haben erst mit 18 Jahren erfahren, dass Sie jüdischer Herkunft sind. Warum?

Meine Eltern hielten es für besser, uns Kinder ohne dieses Wissen aufwachsen zu lassen, als uns einer möglichen Gefahr auszusetzen.

Wie stark hat das Ihr Leben verändert?

Natürlich hat das Auswirkungen. Zunächst habe ich die Sache beiseite geschoben, doch zunehmend habe ich mich immer mehr mit jüdischen Themen, mit dem Judentum auseinandergesetzt.

Wie jüdisch leben Sie heute? Wie stark sind Sie in der Gemeinde eingebunden?

Irgendwann fiel die Entscheidung, mich in der Kultusgemeinde als Mitglied eintragen zu lassen. Begründet war das weniger religiös als vielmehr mit dem Bedürfnis, auch ganz offiziell Teil einer Zahl zu sein. Der Zahl, die dokumentiert, dass Hitler es nicht geschafft hat, alle Juden in Wien auszurotten. Man könnte auch sagen: ein politisches Statement. Ich feiere inzwischen

die großen Feste, vor allem um meiner heute dreijährigen Tochter damit von Anfang an eine klare jüdische Identität zu ermöglichen. Das ist mir sehr wichtig, dass sie in dem Bewusstsein aufwächst: Ich bin Jüdin. Ich führe aber keinen koscheren Haushalt und halte auch Schabbat nicht ein.

Wer soll dieses Buch lesen? Für wen haben Sie das Buch geschrieben?

Für alle, die sich für jüdisches Leben interessieren. Vielleicht wird gemeindeintern über die eine oder andere Frage, etwa die der „richtigen“ jüdischen Erziehung, diskutiert. Und vielleicht gewinnen Nichtjuden einen Einblick in eine Welt, die ihnen nicht bekannt ist. Damit würde auch eine Schwelle etwas herabgesetzt. Ich habe das Gefühl, dass der Umgang von Juden und Nichtjuden sich hierzulande immer noch nicht normalisiert hat. Das heißt im schlechten Fall werden weiter stereotype Vorurteile transportiert, im besten Fall gibt es eine Art Beißhemmung. Das gilt übrigens auch für die hiesigen Medien.



Das Erbe des ersten Nachkriegsjudaisten

Posthum hat der Böhlau-Verlag 2008 das letzte Werk Kurt Schuberts, des Begründers des Instituts für Judaistik an der Universität Wien, veröffentlicht.

VON THOMAS SCHMIDINGER

Die Geschichte des österreichischen Judentums“ ist weit mehr als ein kompakter Überblick über die Geschichte der Juden in der Habsburgermonarchie und der der Republik Österreich. Es ist zugleich eine Schilderung der Bemühungen Professor Schuberts um einen interreligiösen Dialog zwischen Christen und Juden und seines Einsatzes gegen den Antisemitismus. Gerade diese Passagen sind schließlich sehr persönlich gehalten. So schildert Schubert auch seine persönliche Haltung gegenüber der Staatsgründung Israels: „Für mich war auch die Gründung Israels, am Sonntag, dem 15. Mai 1948, eine Möglichkeit zum Eintreten für die jüdische Seite. Eine große Demonstration von jüdischen DPs zog über die Nußdorferstraße zum Grab Theodor Herzls auf dem Döblinger Friedhof. Sie trugen Transparente und riefen – so auch ich – ‚Techi Medinat Jisrael‘ / ‚Es lebe der Staat Israel‘.“

Solche Schilderungen persönlicher Begegnungen des gläubigen Katholiken Schubert mit den Überlebenden der Shoah machen dieses Buch aus seinem Nachlass so interessant und zu weit mehr als einem bloßen Überblick über die Geschichte der österreichischen Juden. Und zu erzählen hatte der Doyen der österreichischen Judaistik wahrlich genug. Bereits im Sommersemester 1945 hielt er seine erste Vorlesung „Hebräisch für An-

fänger“, damals noch am Institut für Orientalistik, an dem 1959 ein Lehrstuhl für Judaistik eingerichtet und mit Schubert besetzt wurde. Erst 1966 entwickelte sich daraus das Institut für Judaistik. Bis zu seiner Emeritierung 1993 war Schubert hier als Ordinarius und Institutsvorstand tätig. Auch danach zog sich Schubert jedoch nicht in den Ruhestand zurück und so konnten ihn auch nach seiner Emeritierung jüngere Studierende weiter in Vorlesungen erleben. Unter seinen HörerInnen befanden sich keineswegs nur JudaistInnen. Allen an Israel und am Judentum interessierten Studierenden blieben seine Vorträge in lebhafter Erinnerung.

„Die Geschichte des österreichischen Judentums“ gibt jedoch auch Auskunft über die vielen außeruniversitären Tätigkeiten Professor Schuberts und schildert etwa die Errichtung des ersten jüdischen Museums in Österreich nach 1945: „So bemühte ich mich schon Ende der 60er Jahre um die Gründung eines jüdischen Museums in Eisenstadt, wo das ehemalige

jüdische Viertel noch verhältnismäßig gut intakt war. Außerdem wurde der jüdische Friedhof in der Nazizeit nicht geschändet und im althehrwürdigen Wertheimerhaus befand sich eine ebenfalls nicht geschändete Synagoge. Somit gab es für mich keinen würdigeren Ort für ein jüdisches Museum als das Wertheimerhaus in Eisenstadt, in dem sich damals jedoch die Einsatzstelle für das Rote Kreuz im Burgenland befand.“ Es sollte deshalb bis 1972 dauern, ehe das Museum eröffnet werden konnte.

Schließlich lassen sich in dieser Schrift auch Schuberts Überlegungen zu historischen Traditionen im Judentum und eine gesamtheitliche Sicht auf den Gegenstand seiner Forschungen gut nachvollziehen. Das Buch stellt damit das zentrale geistige Erbe dieses großen Judaisten dar – teilweise auch die Tätigkeiten seiner ebenfalls als Judaistin wissenschaftlich tätigen Ehefrau Ursula Schubert – und verbindet dieses mit der Geschichte der österreichischen Jüdinnen und Juden.



Kurt Schubert DIE GESCHICHTE DES ÖSTERREICHISCHEN JUDENTUMS

Böhlau Verlag 2008
Preis: € 29,90

„Dieses Buch ist weit mehr als ein kompakter Überblick über die Geschichte der Juden.“

Die Pionierarbeit einer Turkologin

Corry Guttstadt erzählt die Geschichte türkischer Juden und räumt mit dem Mythos auf, die „judenfreundliche Politik“ der Türkei habe dort lebende Juden vor dem Holocaust gerettet.

VON MARY KREUTZER

Obwohl die türkischen Juden in Europa eine beeindruckende Gruppe bildeten, wurde ihr Schicksal während der Shoah bis heute kaum aufgearbeitet – weder von Seiten der offiziellen Türkei noch von der Holocaust-Forschung. Die Turkologin Corry Guttstadt leistet mit dieser Neuerscheinung Pionierarbeit und räumt mit dem Mythos auf, die Türkei habe durch ihre „judenfreundliche Politik“ unzählige türkische Jüdinnen und Juden vor der Vernichtung durch die Nationalsozialisten gerettet.

Genährt wurde dieser Mythos durch zahlreiche internationale Publikationen. Hier behauptete man unter anderem, die Türkei sei immer schon durch ihre tolerante Haltung gegenüber ihrer jüdischen Minderheit hervorgetreten und leitete dies sogar – als angeblich logische Konsequenz – von der Aufnahme aus Spanien vertriebener Juden durch das Osmanische Reich nach 1492 ab.

Die Konstruktion einer unverbrüchlichen türkisch-osmanischen Toleranz gegenüber Juden hielt Corry Guttstadts umfassenden Recherchen nicht stand. Das Resultat ist ein einzigartiger Band, der eine Unmenge an Dokumenten zitiert sowie unzählige – es sind insgesamt über 30 – Interviews mit Überlebenden und Nachfahren türkischer Jüdinnen und Juden einarbeitet. Die Autorin betrachtet ihre Studie „lediglich als Zwischenergeb-

nis“, da die Archive des türkischen Außenministeriums der Forschung – leider – bis heute nicht zugänglich sind.

Die Türkei war bis kurz vor Kriegsende, als sie Deutschland doch noch den Krieg erklärte, neutral geblieben. „Neutral pro-deutsch“, könnte man es auch nennen. Zwar gab es zu keinem Zeitpunkt eine explizit antijüdische Gesetzgebung, jedoch trafen die Maßnahmen gegen Nichtmuslime die türkischen Juden während des Weltkrieges besonders hart: Entlassungen, Berufsverbote, Abschaffung von Minderheitenrechten, Zwangsumsiedlungen, Zwangsarbeit, Sondersteuern. Der Entzug der Staatsbürgerschaft bei Tausenden in Europa lebenden türkischen Juden hatte die katastrophalste Konsequenz all jener Maßnahmen zur Folge: Die Betroffenen waren der NS-Verfolgung nun schutzlos ausgeliefert waren.

Es waren zwischen 2.200 und 2.500 Jüdinnen und Juden türkischer Abstammung, die in die Vernichtungslager Auschwitz und Sobibor deportiert

wurden, weitere 300 bis 400 kamen in Konzentrationslager. Die „Festung Türkei“ machte ihre Grenzen für Flüchtlinge dicht (während deutsche Kriegsschiffe bis Sommer 1944 problemlos die Meerengen passieren konnten) und torpedierte Möglichkeiten der Remigration von Juden in die Türkei.

Zusätzlich wurden Rettungsaktivitäten von jüdischen Hilfsorganisationen auf alle erdenklichen Arten behindert, etwa indem man die Durchfahrt und auch das Anlegen von Flüchtlingsschiffen untersagte. Für die 769 jüdischen Flüchtlinge an Bord der seeuntauglichen „Struma“ – darunter etliche Kinder – bedeutete diese Politik am 25. Februar 1942 einen qualvollen Tod vor der Küste Istanbuls, nachdem sie 70 Tage lang geankert und nicht an Land gelassen wurden.

Corry Guttstadts Studie beleuchtet präzise einen dunklen Aspekt der kemalistischen Türkei, ihre Verstrickung in die Shoah – und die tragische Geschichte der türkischen Juden.



Corry Guttstadt DIE TÜRKEI, DIE JUDEN UND DER HOLOCAUST

Verlag Assoziation A 2008

Preis: € 26,-

„Die unverbrüchliche türkisch-osmanische Toleranz gegenüber Juden gab es nicht.“

Vereinsmeierei auf Islamisch

„Zwischen Gottesstaat und Demokratie“ führt durch die bunte Vereinslandschaft der österreichischen Muslime.

VON STEFAN APFL

Ist das also der viel bemühte Clash of Civilizations? Hier, im Publikum, Shaker Assem, hiesiger Sprecher der islamistischen Hizb ut-Tahrir, der das Kalifat ersehnt. Und dort, auf dem Podium, Thomas Schmidinger, streitbarer und umtriebiger Politikwissenschaftler, der jeden Gott, besonders aber Allah aus der Politik drängen will. „Wenn es einmal so weit ist“, sagt Schmidinger zu Assem, „dann werden wir aufeinander schießen, um unsere Ideale zu verteidigen.“

Ihr Ziel: mit einem differenzierten Überblick über die bunte Vereinslandschaft in die seichte Debatte über „den Islam“ und „die Islamisten“ einzugreifen.

Das Ergebnis: ein spannendes Nachschlagewerk, irgendwo zwischen Journalismus und Wissenschaft, das zwei Dutzend Porträts maßgeblicher Vereine und Funktionäre bietet.

Nicht Fundamentalismus ist es, der die porträtierten Gruppen miteinander verbindet, und auch nicht der Wunsch, Österreich in einen Gottesstaat zu verwandeln.

Was aber haben die Verbände, die die Autoren als „politischen Islam“ und nicht nur zwischen den Zeilen als Gefahr bezeichnen, gemein?

Zunächst sehen sie in jedem Bürger muslimischen Glaubens einen Muslim – danach erst ist er Vater, Bürger oder Arbeiter. Weiters übertreten ihre Aktivitäten – sozial, gesellschaftspolitisch, pädagogisch – häufig die verschwommene Grenze des Politischen. Und sie alle beanspruchen mit diesen Aktivi-

täten den „wahren Islam“ zu vertreten, nach innen wie nach außen.

Das Buch bietet nicht nur ein weites Spektrum, das von der IMÖ, der engagierten und verhältnismäßig liberalen Initiative Muslimischer Österreicher, in der unter anderem der rote Wiener Gemeinderat und Integrations-sprecher der Islamischen Glaubensgemeinschaft (IGGIÖ) Omar Al-Rawi tätig ist, bis hin zu Hizb ut-Tahrir reicht, einer in Deutschland verbotenen Kaderbewegung, die im bildungsnahen Milieu offen für Scharia und Kalifat wirbt.

Der umstrittenen IGGIÖ wird im 330 Seiten starken Band, der im Deuticke Verlag erschienen ist, ein eigenes Kapitel gewidmet, in dem die Kritik an der rechtlich anerkannten Vertretung Österreichischer Muslime, ihrer Repräsentativität und ihrer inneren Demokratie zusammengefasst wird.

Durch die Lektüre wird aber ein weiteres Mal klar: Österreichs 400.000 Bürger muslimischen Glaubens haben mit der Vereinslandschaft nur wenig zu tun.

Lediglich zwischen zehn und 15 Prozent der Muslime seien auch in religiösen Verbänden organisiert, schät-

zen europäische Islamwissenschaftler. Politikern und Journalisten sind die Verbandsvertreter dennoch willkommene Ansprechpartner. Es reduziert die Komplexität ihrer Welten, wenn am anderen Ende der Leitung „der Islam“ spricht.

Der Sammelband kann jedenfalls bloß ein erster Schritt zu einer differenzierten Debatte sein.

Denn weder ist er komplett – eine Darstellung etwa der Atib, des größten heimischen Moscheevereins, der der türkischen Religionsbehörde Diyanet in Ankara direkt unterstellt ist, fehlt leider gänzlich – noch ist das Werk wissenschaftlich einwandfrei.

Rüdiger Lohlker, renommierter Professor für Orientalistik an der Uni Wien, lobt zwar die hehren Absichten der Autoren, kritisiert aber zahlreiche Ungenauigkeiten bei der islamwissenschaftlichen Analyse und spricht von eurozentristischem „Aufklärungsfundamentalismus“.

In „Zwischen Gottesstaat und Demokratie“ schreiben überzeugte Säkularisten über überzeugte Muslime. Daraus hat der Herausgeber Thomas Schmidinger bei der Präsentation des Buches auch keinen Hehl gemacht.



Thomas Schmidinger, Dunja Larisa (Hrsg.) ZWISCHEN GOTTESSTAAT UND DEMOKRATIE

Verlag Deuticke 2008
Preis: € 20,50

„In diesem Buch schreiben
überzeugte Säkularisten über
überzeugte Muslime.“

„Kabbala ist einfach nicht mein Bier“

Rabbiner Walter Rothschild schreibt Geschichten „Auf das Leben!“.
Der Titel seines Buches ist durchaus wörtlich zu verstehen.

VON ANITA POLLAK

Was hat ein Rabbi immer bei sich? „Ich muss immer meinen Laptop bei mir haben“, so Walter Rothschild, der schreibende Rabbiner, der auch ein fliegender ist. Wird er doch von Berlin aus regelmäßig in die Wiener Reformsynagoge Or Chadasch eingeflogen, um Gottesdienste abzuhalten. Obwohl er eigentlich ein Eisenbahnfan ist, der, so eröffnet uns der Klappentext, gerade über die Geschichte des Eisenbahnbaus im Nahen Osten promoviert hat. Und eigentlich ist er auch kein Berliner, sondern ein gebürtiger Engländer, der Deutsch mit stark englischem Akzent spricht. Gerade umgekehrt wie die meisten Helden seiner Erzählungen, Emigranten, Angehörige kleiner englischer Gemeinden, die Englisch mit einem „schweren ‚mitteleuropäischen‘ Akzent“ sprechen. Eine aussterbende Spezies.

Geschichten, die das Leben schrieb. Dieses abgedroschene Klischee liegt allzu nahe, wenn man Rothschilds Sammlung „Auf das Leben!“ liest.

„Die Hälfte ist erzählt, die Hälfte erfunden“, gesteht er, schlauerweise allerdings nicht, was jeweils welcher Hälfte zuzurechnen ist.

Er ist diskret, er ist klug, er hat Humor. Er ist ein Rebbe.

Wenn es so was wie einen jüdischen Beichtvater gäbe, Rothschild erfüllte wohl die Job Description. Er ist ein guter Zuhörer, und Menschen erzählen ihm Geschichten, ihre Geschichten, vielmehr sie laden sie bei ihm ab. Gehen erleichtert, getrös-

tet von dannen und er bleibt oft beschwert zurück. „Sie bleiben in meinem Kopf und ich muss sie schreiben, sonst werde ich verrückt“.

Zum Verrücktwerden sind viele, meschugge die meisten. Ja, auch Schutzengel und Geister, Exorzisten und Dibbuku treiben zuweilen ihr Wesen, aber eher nur am Rande, dort, wo sie hingehören. „Kabbala ist einfach nicht mein Bier“, geht der Rabbi unverblümt ans Werk. Von „Metaphern und Gleichnissen“ hält er ebenso wenig.

Seine Kundschaft ist, wie bei den meisten Geistlichen, dem Grab näher als dem Leben. Was bei der spezifisch jüdischen Klientel gleichbedeutend mit Überlebenden ist.

So ist das Trauma des Holocaust mit seinen oft bizarren posttraumatischen Erscheinungen fast naturgemäß die Quelle vieler Episoden, die sich anders nicht erzählen, nicht erklären ließen.

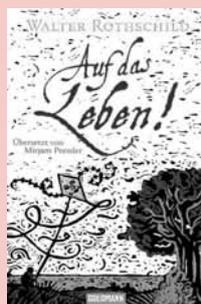
Da ist der alte einsame Mann, der kurz vor seinem Tod seine versäumte Bar Mizwah nachholen will. Seine ganze Familie, seine Freunde, die sich einst anlässlich seiner Bar Mizwah in der Synagoge versammelten,

sind allesamt dort verbrannt, als die Deutschen das Gotteshaus anzündeten. Ein Nachgeborener muss das Leben seines ermordeten Bruders leben, ein Ehemann quasi das Kind seiner Frau werden. Indem er solche Überlebensgeschichten niederschreibt, folgt Rothschild nicht zuletzt auch dem jüdischen Gebot des Erinnerens, des niemals Vergessens.

„Auf das Leben!“, Le Chaim!, ist als Titel und Motto aber beim Wort zu nehmen. Das Leben nimmt sich sein Recht und siegt.

Was den Rabbi von seinem Kollegen, dem Kaplan, mit dem er sich ein Zimmer im Gefängnis teilt, wenn Insassen seinen Beistand oder ein Esspaket zu Pessach wünschen, was ihn also von diesem katholischen Kollegen sicherlich unterscheidet, ist etwa, dass er sich sehr gern von einem alten Frauenhelden in Liebesdingen unterweisen lässt. Jeder gute Rabbi lernt schließlich lebenslänglich und nie aus.

Und ganz nebenbei lernt man beim Lesen auch einiges. Übers Judentum, über Juden, die es nicht sein, und solche, die es werden wollen. Meschuggene Geschichten.



Walter Rothschild AUF DAS LEBEN!

Aus dem Englischen von Mirjam Pressler
Goldmann Verlag 2009
Preis: € 17,95

„Er ist diskret, er ist klug,
er hat Humor.
Er ist ein Rebbe.“

#13
ERSCHEINT
IM FRÜHLING 09

XING

Ein Kulturmagazin

NEUE ADRESSE
ABO :: XING.CURBS.AT

Suchbild auf Jiddisch ...

Auf diesen Bildern sehen Sie Peggy Guggenheim und ihre Schwestern.
Finden Sie die neun Fehler!

VON MICHAELA SPIEGEL



Wenn Sie mehr von unserer
Rätselkünstlerin sehen wollen,
besuchen Sie die Galerie Steinek
(1010, Eschenbachgasse 4). Bis
zum 31. Mai sind dort Arbeiten
von Michaela Spiegel zu sehen.

nu IN DEN MEDIEN

Dood anti-fascist Sindelar eeuwig een mysterie
Oostenrijkse voetbalheld zorgt na zeventig jaar nog voor discussie onder historici



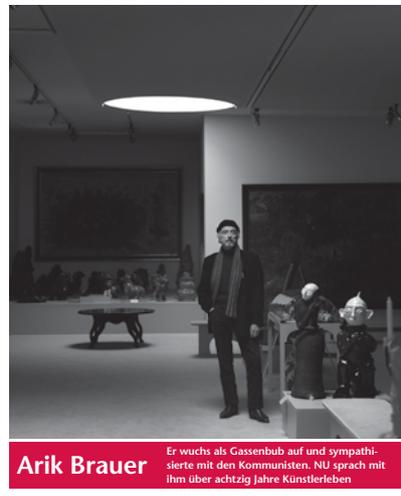
Das holländischen NCR Handelsblad beschäftigt sich in einem ausführlichen Artikel zum 70. Todestag von Matthias Sindelar mit der Geschichte des Sportlers, die Peter Menasse geschrieben hat und in der auch NU ausführlich zitiert wird.



Auch im deutschen „Kicker“ wird Peter Menasses Geschichte über Sindelar zitiert.



Wolfgang Langenbacher, emeritierter Professor der Publizistikwissenschaft, rezensierte in der Europäischen Rundschau 4/2008 die neue Biografie über Oscar Bronner – und widmet der NU-Titelgeschichte über ihn breiten Raum.



Arik Brauer
Er wuchs als Gassenbub auf und sympathisierte mit den Kommunisten. NU sprach mit ihm über achtzig Jahre Künstlerleben

NU 34 (4/2008)
Alltagsgeschichten Javor

Liebe Freunde vom NU, zuerst einmal ein dickes Lob. Das NU, das uns heute erreicht hat, ist wirklich hochinteressant. Es macht ein Vergnügen, diese Zeitung zu lesen.

Was den Beitrag von Erwin Javor zum Stadttempel betrifft, einige kleine Anmerkungen:

- 1) Meiner Erinnerung nach war unser Freund Erwin – leider – zuletzt nur während der hohen Feiertage im Stadttempel. Ich selbst würde mich sehr freuen, so einen bekannten „Balabuss“ wie den Erwin öfter bei uns im Stadttempel begrüßen zu können. Vielleicht könnte er dann auch teilhaben an manchen lobenswerten Entwicklungen, wie z.B. der Einführung eines Kinderchors im Stadttempel durch unseren Oberkantor Shmuel Barzilai oder der Betreuung der Kleinsten während des Davenens am Schabbes.
- 2) Es liegt leider in der Natur unserer Gemeinde, vielleicht sogar in der Natur des Judentums im Allgemeinen, dass die Bindung zu religiösen Einrichtungen bei den weniger frommen Juden immer schwächer wird. Ich erinnere nur, dass früher die meisten der unreligiösen Juden zur Jahrzeit

LESERBRIEFE AN **nu**

nach ihren Eltern oder zu Jiskor regelmäßig in den Tempel kamen. Das ist leider nicht mehr der Fall. Wir können es bedauern, aber wir können es nicht ändern.

- 3) Daraus folgt leider auch, dass die Kinder dieser weniger frommen Juden (diejenigen nicht einmal zur Jahrzeit und zu Jiskor in den Tempel kommen) eine noch viel schwächere Bindung an den Stadttempel haben. Wie sollte sich das ändern? Sie sehen ja bei ihren Eltern auch nichts anderes. Wir können echt froh sein, dass noch regelmäßig Bar-Mizwas und Aufrufe auch unreligiöser Mitglieder unserer Gemeinde im Stadttempel stattfinden.
- 4) Es mag für manche schwer zu akzeptieren sein, aber gerade unser Oberrabbiner im Stadttempel ist ein Garant der Einheit unserer Gemeinde. Er tut wirklich alles, damit auch seltene Besucher unseres Tempels das Gefühl bekommen, im Tempel heimisch zu sein. Seine Draschot bringen das Judentum auch weniger großen Kennern der Thorah in bewundernswerter Klarheit näher und sein Humor und seine Empathie machen es den Menschen leicht, sich bei uns im Stadttempel im wahrsten Sinne des Wortes „zu Hause“ zu fühlen.
- 5) Kritik ist wichtig und Kritik ist richtig. Aber wenn wir vom Tempel schon zum Kaffeehaus degradiert werden, sollte wenigstens auch angemerkt werden, dass unter der Woche sich viele Mitpaleim nach dem Morgengebete im Kaffeehaus um die Ecke versammeln und am Schabbes nach dem Davenen statt eines Kaffees beim Kiddusch Kigel, Tschulent und Bronfn gereicht wird. Es lohnt sich also, wieder einmal in den Stadttempel zu kommen und

Alles Gute und einen freilachen Chanukkah
Euer Michi Schnarch

NU 34 (4/2008)

Arik Brauer Interview

Sehr geehrter Herr Menasse, mit Interesse las ich das ausführliche Interview Ihrer Zeitung mit Arik Brauer. Es ist traurig, dass Juden immer noch unter Vorurteilen von Nichtjuden (Antisemitismus, Antijudaismus) leiden müssen. Umso bedauerlicher ist es, wenn Juden (wenn auch manchmal – wie hier – ohne böse Absicht) Vorurteile über Juden verbreiten. Bei der Frage nach seiner Mutter sagt Brauer: „Wenn es nach den Reformern geht, ist es völlig egal, welcher Elternteil Jude ist.“ Das stimmt so nicht, hier haben wir es mit einem oft gehörten Vorurteil gegen das nicht-orthodox-religiöse Judentum zu tun. Es stimmt zwar, dass – wie er sagt – das Reformjudentum heute zahlenmäßig unter allen religiösen Juden die Mehrheit darstellt, doch mir ist keine einzige Reformgemeinde in Europa bekannt, die die patrilineare (väterliche) Linie im Falle einer interkonfessionellen Ehe akzeptiert. Die große Mehrheit der Reformgemeinden weltweit (auch in Israel) beachtet sehr wohl die mütterliche Linie und Or Chadash Wien hat sogar die matrilineare Linie in ihren Gründungsstatuten aufgenommen! Ich bitte Sie diese Tatsache Ihren Lesern nicht vorzuenthalten,

mit freundlichen Grüßen
Dr. Theodor Much
(Präsident von Or Chadash)

NU 34 (4/2008)

Auch wenn Barbara Tóth als stellvertretende NU-Chefredakteurin – fußballerisch gesagt – meist auf der Ersatzbank sitzt und daher nur ausnahmsweise im Editorial zum Einsatz kommt, wird sie sich bei so einer Gelegenheit gewiss nicht ähnliche Arroganz oder Ignoranz vorwerfen lassen wollen. Man sollte sich jedoch erwarten dürfen, dass sie sich auch als stellvertretende Redaktionschefin über die von ihr im Editorial (Seite 3) kommentierten NU-Beiträge kundig macht. Hätte sie den Artikel von Martin

Engelberg über Lemberg (Lviv) zuvor ausreichend aufmerksam gelesen, hätte sie, die ja ansonsten – wie gleich auf der folgenden NU-Seite 4 ersichtlich – eine weltgewandte Autorin politisch und historisch interessanter Bücher ist, Lemberg, die Hauptstadt der West-Ukraine, nicht Polen einverleibt.

Lemberg, im Frühmittelalter von ostslawischen Rus gegründet, war zwar fast 400 Jahre unter polnisch-litauischer Herrschaft, wurde aber unter Maria-Theresia die Quasi-Hauptstadt des habsburgischen Galiziens und blieb dies bis 1918. In den Jahrzehnten davor immigrierten tausende galizische Juden nach Wien und bildeten hier vor 1938 den Kern des „jüdischen Wien“. Daher handelt es sich bei dieser kleinen „Fehlleistung“ der Chefredakteurin vermutlich um eine Art altösterreichisch-jüdischen Reflex, da seinerzeit die West-Ukraine und Teile Polens gemeinsam das als „Galizien“ bezeichnete Gebiet der Habsburg-Monarchie umfassten. (...)

Nicht vergessen möchte ich aber, diesmal laut und schriftlich mein bis jetzt nur still und für mich ausgesprochenes Lob für NU kundzutun.

Mit freundlichen Grüßen
Dr. Mag. Reinhardt Lobe



NU 32 (2/2008)

Kommentar Martin Engelberg

Your fresh perspective stands out from other media, and it is always a pleasure to find an article that puts into words the very things that I have been thinking (z.B. „Der Waldheim-Reflex und der Fall

Josef F.“). Keep up the good work!

Kind regards,
Jennifer Lusser

Allgemeines

Dear NU-Team,
I just wanted to let you know that your Magazine is fascinating. I admire your work.

Best, Samuel König

... was ich Euch schon seit Längerem sagen wollte: NU hat sich zu einem fixen Bestandteil meiner (zugegeben spärlichen) jüdischen Lektüre entwickelt. Ich freue mich jedes Mal, wenn ich eine neue Ausgabe im Postkasten finde. Immer interessant(er) und am Puls der wichtigen Themen. Bravo und Danke. Um den Worten Taten folgen zu lassen überweise ich jetzt mal 100 Euro.

Beste Grüße
Richard Lanczmann

Ich möchte Ihnen heute für Ihre für mich ausgezeichnete Art der Berichterstattung gratulieren und freue mich immer, wenn ich diese Zeitung erhalte. Aber etwas ist nicht so hundertprozentig erfasst. Ich denke es gäbe noch Zeitzeugen, welche zwar keinen Namen im Sinne der Bekanntheit haben, auch nicht in einem KZ waren, aber doch als so genannte Mischlinge ersten Grades hier lebten, die damalige Zeit körperlich unbeschadet überstanden haben, seelisch aber einen ganz großen Schaden davongetragen haben. Deren Anschauung wäre vielleicht auch interessant. Jedenfalls bitte weiter so. Mit besten Wünschen verbleibe ich

Lotte Meczes

ERRATA

(Nr. 34 (12/2008),
Rathkolb-Interview

Im Gespräch mit dem neuen Vorstand des Institutes für Zeitgeschichte, Oliver Rathkolb, wurde versehentlich der Philosoph Rudolf Burger mit dem Rechtsradikalen Norbert Burger verwechselt. Wir bedauern!



FOTO: PRIVAT

„Sieben Tage sollt ihr ungesäuertes Brot essen“

VON HELENE MAIMANN

Die besten Mazzes aß ich bei meiner Tante Anni in London. Sie servierte sie zum Nachmittagstee, klein, rund und frisch, von einem Bäcker in Golders Green und ganz sicher streng nach Vorschrift hergestellt, denn sie führte einen strikt koscheren Haushalt. Die Mazzes waren mit Butter bestrichen, darauf löffelten wir Heidelbeermarmelade, einfach herrlich. Alle anderen Genüsse – Eclairs, Apfelstrudel, Topfentorte – ließ ich bedenkenlos dafür stehen. Tante Anni kam aus einer Hoteliersfamilie in Marienbad und kochte vorzüglich, aber von allen kulinarischen Freuden sind mir diese Mazzes am stärksten in Erinnerung geblieben. In der Früh machte sie für meinen Cousin Michael Mazzebrei – zwei Scheiben Mazzes zerkleinern, mit kochendem Wasser übergießen, abtropfen lassen, ausdrücken, mit zwei Eiern und Salz verrühren und in der heißen Pfanne mit Butter zu einer Art Omelette backen.

Mazzes werden das ganze Jahr gegessen, aber ihre Hochzeit erleben sie zu Pessach, wenn nichts Gesäuertes oder Vergorenes verzehrt werden darf. „Sieben Tage sollt ihr ungesäuertes Brot essen“, heißt es in Exodus 12.15, und traditionell muss vor Pessach das ganze Haus gekaschert, das heißt gründlich gereinigt, und jeder

Brösel Gesäuertes entfernt werden. Das ungesäuerte Brot aus Mehl und Wasser, dünn, weiß-braun, bucklig und perforiert, damit man es leichter brechen kann, erinnert an die Flucht aus Ägypten, als die Juden keine Zeit hatten, Sauerteig herzustellen. Mazzemehl (vermahlene Mazzes) ist die Ba-

sis für viele Speisen – Füllen, Kuchen, Torten – und ebenso vielseitig wie Weizenmehl. Mit gehackter Petersilie (oder Koriander), einem Ei, etwas Saffran, Zitronenschale sowie Salz und Pfeffer angerührt, ist es eine hervorragende Basis für Fischlaibchen, die in einer Sauce aus Öl, Knoblauch, Paprikapulver, Kapern, Kreuzkümmel, einigen enthäuteten gehackten Paradeisern und etwas Zitronensaft sanft geköchelt werden.

Das bekannteste Gericht sind natürlich MazzeKnödel. Sie werden mit oder ohne Schmalz, Zwiebel oder Petersilie, groß oder klein, flaumig oder eher bissfest gegessen. Ohne MazzeKnödel ist eine Hühnersuppe unvollständig, mögen noch so viele andere gute Dinge drinnen sein. Die Kneidlach sind die neschöme, die Seele der Suppe, und es gibt für beide unzählige Varianten. Tante Anni machte die Knödel aus Mazzemehl, Eiern, Pfeffer, Salz, etwas Öl und kaltem Wasser. Ich gebe noch Backpulver dazu. Jedenfalls: sehr kleine Knödel formen, sie gehen beim Kochen auf! Große MazzeKnödel sind ziemlich ordinär und schmecken auch so,

aber die Amis, die ein Faible für XX-Large haben, lieben die extragroßen Mazze-Balls. Die größten serviert das Carnegie Deli in der Siebenten Avenue in New York, weltberühmt



„Who let the Jews out“ heißt dieser Cartoon, den es auf YouTube zu sehen gibt. Und was hält der Beifahrer in der Hand? Erraten: Mazzes!

seit Woody Allens „Broadway Danny Rose“. Faustgroß!

Zum Schluss noch eine Geschichte, die mit Mazzes nur indirekt, aber mit Pessach viel zu tun hat – sozusagen ein Einblick in die Entstehung des Buches Exodus, falls es in Hollywood geschrieben worden wäre:

Moses führt sein Volk aus Ägypten, und als er ans Rote Meer kommt, schnippt er mit den Fingern und ruft seinen Pressesprecher. Der heißt Max und eilt herbei.

„Max, die Boote!“

„Wie bitte?“

„Die Boote“, sagt Moses. „Wo sind die Boote, mit denen wir übers Rote Meer fahren wollen?“

„Die Boote ... also ... die hab ich vergessen.“

„Was hast du?“

„Ich hab's vergessen. Shit happens.“

„Du hast die Boote vergessen?“, schreit Moses. „Spinnst du? Die Ägypter können jeden Augenblick hier sein! Was soll ich jetzt machen? Soll ich Gott vielleicht darum bitten, dass Er das Wasser teilt, damit wir zu Fuß rüberkommen und der Pharao ertrinkt? Ist das vielleicht deine Vorstellung, wie –“

„Hey Boss“, sagt Max, „wenn Sie das hinkriegen, verschaffe ich Ihnen zwei Seiten in der Bibel für die Story!“

In diesem Sinne: Chag Sameach! Einige Rezepte lesen Sie unter www.nunu.at, und wenn sie nicht Ihre volle Zustimmung finden, wissen Sie ohnehin, dass Streit über praktisch alles im Leben, inklusive der Größe von MazzeKnödel, ein fester Bestandteil der jüdischen Tradition ist.

In der neuen NU-Serie „Milchig & Fleischig“ wird sich Helene Maimann der jüdischen Esskultur widmen. Haben Sie Vorschläge oder Rezepte? Schreiben Sie an office@nunu.at.

Einige Mazzes-Rezepte

Mazzemehl und Mazzebrot erhalten Sie in Spezialgeschäften oder über das Internet – zum Beispiel, wenn Sie „koschere Lebensmittel“ googeln. Es gibt unzählige Möglichkeiten, Mazzemehl zu verwenden, vor allem, wenn man dazu noch etwas Kartoffelmehl gibt.

MazzeKnödel (Kneidlach), am besten in einer Hühnersuppe

6 Eier
1 EL Öl
1 Tasse Wasser
2 Tassen Mazzemehl
etwas Backpulver
1 Prise Pfeffer & Salz
Die Eier mit Öl und Wasser versprudeln. Mazzemehl, Backpulver, Pfeffer und Salz dazugeben, gut vermischen.
Einige Minuten stehen lassen.
Dann in einem genügend großen Topf mit kochendem Wasser kleine Knödel geben und etwa zwanzig Minuten simmern lassen. Achtung, die Knödel gehen stark auf! Sie können gut im Kühlschrank aufgehoben und dann wieder aufgewärmt werden – aber nie in der Suppe, immer im heißen Wasser!

Mazzebrei – nicht nur als Frühstück wunderbar

Pro Person 1 Scheibe Mazze und ein Ei, Salz, Pfeffer, Butter zum Herausbacken, Schnittlauch
Mazzes zerbröckeln, kurz mit kochendem Wasser überbrühen, bis sie weich sind, aber nicht zu weich!
Abtropfen lassen, das Wasser ausdrücken.
Die versprudelten Eier mit den Mazzes vermischen.
Salz & Pfeffer nach Geschmack dazu.
Die Butter in einer Pfanne heiß werden lassen.
Die Mazze-Eier-Mischung als Omelette herausbacken.
Vor dem Servieren mit Schnittlauch bestreuen.

Fischlaibchen in Tomatensauce aus Marokko

½ kg gehackter Weißfisch (Zander, Forelle, Kabeljau, Scholle, Seesunge etc.) ohne Haut und Gräten
1 Päckchen Safran, in etwas heißem Wasser eingeweicht
Schale einer unbehandelten Zitrone, abgerieben
Salz & Pfeffer
1 versprudeltes Ei
Je 1 EL gehackter Koriander und Petersilie, frisch
75 g Mazzemehl

Sauce:
5 EL Wasser
3 EL Olivenöl
1 fein gehackte Zwiebel
1 zerdrückte Knoblauchzehe
je ½ TL Paprika und Kreuzkümmel (Kurkuma)
1 Prise Cayennepfeffer oder 1–2 kleine getrocknete Chilischoten, zermahlen
3 große Fleischtomaten, blanchiert, enthäutet, gehackt
Saft von ½ Zitrone

Alle Zutaten der Sauce vermischen, in einer Kasserole etwa 15 Minuten köcheln lassen. Aus den übrigen Zutaten sehr kleine Fischlaibchen zubereiten, vorsichtig in die Sauce geben, 15 Minuten köcheln lassen, dazwischen einmal wenden. Mit Reis servieren.

Bumywelos aus Saloniki

Pro Person 1 Scheibe Mazze und ein Ei, Salz, Zucker, Olivenöl zum Braten, Honig

Die Mazze wie beim Mazzebrei mit kochendem Wasser überbrühen, abtropfen, ausdrücken. Mit den versprudelten Eiern und Salz und sehr wenig Zucker verrühren.
Esslöffelweise in heißem Olivenöl auf beiden Seiten in der Pfanne herausbacken. (In Griechenland wird alles mit Olivenöl herausgebacken – ich nehme dazu Butter.)
Mit etwas Honig beträufeln und heiß servieren.

Essig Flaysch Süß-saure Fleischlaibchen aus Bessarabien

½ Kilo Rindfleisch, faschiert
1 gehackte Zwiebel
1 kleine geschälte und geriebene Kartoffel
50 g Mazzemehl
Salz & Pfeffer

Sauce:
1 große Zwiebel
2 EL Rohrzuckersirup oder Ahornsirup
½ l Wasser
2 gehäufte EL Langkornreis, gekocht
2–3 frische Tomaten, enthäutet, gehackt
1 Handvoll große Rosinen
Saft von ½ Zitrone
1 gehäufte TL Zimt
½ TL Salz
1 Prise Pfeffer



FOTO: PETER RIGAUD

Avigdor Lieberman Außenminister? Vollkommen logisch!

VON MARTIN ENGELBERG

Bei Erscheinen dieser Ausgabe von NU wird Avigdor Lieberman aller Wahrscheinlichkeit nach bereits Außenminister von Israel sein. Groß ist schon jetzt das Entsetzen darüber. Wie ist das möglich? Schert sich Israel nicht mehr um sein Image? Wie soll es da zu einem Frieden kommen?

Tatsächlich ist Liebermans Erfolg vor allem eines: vollkommen logisch. Warum? Mit Lieberman verhält es sich so wie mit allen Populisten. Sie haben in vielen Dingen recht und sprechen treffsicher die heikelsten politischen Probleme an. Werden sie in die politische Verantwortung einbezogen und herrschen stabile demokratische Strukturen, scheitern Populisten entweder völlig – oder wandeln sich zu „normalen“, manchmal durchaus erfolgreichen Politikern.

Die Israelis haben in der Geschichte den unterschiedlichsten politischen Stoßrichtungen, die zu einem Frieden mit den Palästinensern führen könnten, ihr Vertrauen geschenkt und wurden enttäuscht. Allein in den letzten 20 Jahren gab es zuerst die Niedergeschlagenheit über das Scheitern des Oslo-Friedensprozesses unter Rabin und Peres.

Am eindrucklichsten war die Enttäuschung im Fall von Ehud Barak. Er wurde 1999 mit großer Mehrheit und mit einem klaren Mandat zu abschließenden Friedensverhandlungen mit den Palästinensern gewählt. Der Friedensgipfel Camp David II im Juli 2000 verlief nachgerade exemplarisch für das Dilemma der Israelis im Um-

gang mit den Palästinensern. Arafat verspernte sich jedem Kompromissvorschlag. „You have been here fourteen days and said no to everything“, warf Bill Clinton Arafat nachher vor.

Ariel Sharon entwickelte dann eine neue Strategie: der Versuch der räumlichen Trennung zwischen Israelis und Palästinensern mittels des berühmt gewordenen Grenzzaunes und der Räumung von Gaza. Die Palästinenser brachten auch diesen Weg zum Scheitern, indem sie den Süden Israels mit Raketen beschießen.

In der Zwischenzeit ist der israelisch-palästinensische Konflikt noch viel komplexer geworden. Inzwischen gibt es eine klare Spaltung zwischen der sekulären palästinensischen Verwaltung in der West Bank und der fundamentalistischen Hamas, die in Gaza regiert. Die Hamas selber ist in einen militärischen und einen politischen Flügel geteilt, Letzterer hat Führer in Gaza und Damaskus, jene in Damaskus nimmt ihre Anweisungen von Syrien und dem Iran entgegen.

Israel muss also gleichzeitig gegen die Hamas kämpfen, einen Waffenstillstand samt Herausgabe der Geisel Gilat Shalit verhandeln, sollte die palästinensische Verwaltung in der West Bank stärken und die Siedlerlobby im eigenen Land in Schach halten.

Als wäre das noch nicht kompliziert genug, muss sich Israel eine Strategie gegenüber dem Iran und seinen Ambitionen als Nuklearmacht überlegen, Friedensverhandlungen mit Syrien führen, sich auf die neue US-

Führung einstellen und last but not least die Auswirkungen der globalen Wirtschaftskrise bekämpfen.

Ist jetzt nicht alles klar? In welchem anderen Land dieser Welt würden sich Menschen angesichts dieser Bedrohungslage und der unglaublichen Komplexität der Umstände nicht auch Politikern anvertrauen, die – zumindest scheinbar – klare und einfache Antworten haben?

Avigdor Lieberman steht genau dafür sowie für das in Israel stark zunehmende Gefühl, bereits genug Anstrengungen für eine friedliche Lösung gemacht zu haben. Schlussendlich spricht Lieberman – als bisher einziger Politiker Israels – ganz direkt die Probleme der arabischen Minderheit in Israel an – also jener Araber, die die israelische Staatsbürgerschaft besitzen und die bereits jetzt zwanzig Prozent der Gesamtbevölkerung Israels ausmachen.

Nicht nur ihre Loyalität zum israelischen Staat wird in Frage gestellt, zunehmend sorgt man sich auch um die demografische Entwicklung. In 20 Jahren könnte die arabische Minderheit auf 30 bis 35 Prozent anwachsen, das entspräche dann bereits dem Anteil der französischsprachigen Wallonen an der Gesamtbevölkerung Belgiens. Bedenkt man die großen Probleme dort, in einem Land, das sich friedlich und in größtem Wohlstand mitten in Europa befindet, möchte man sich nicht ausdenken, wohin das in Israel führen könnte. Ein weiterer Grund mehr für Liebermans Erfolg.

FOTO©: PETER RIGAUD



Nicht nur Liechtenstein ist ein großes Land

VON ERWIN JAVOR

Simpl-Stars unter sich. Sagt Fritz Heller zum Karl Farkas: „Liechtenstein ist so ein riesiges Land, a Wahnsinn.“ „Wie kommst du drauf?!“ „Ich habe eine Landkarte gesehen, da war NUR Liechtenstein drauf!“ Es war einmal ein klitzekleines Land, umringt von großen, riesigen Ländern, das es schaffte, so riesengroß zu werden, dass es die ganze Welt in Angst und Schrecken versetzte und an allem schuld war, was dieser Tage die Welt erschütterte. Nein, nicht Liechtenstein. Richtig! Israel.

In allen Medien der Welt wird Israel täglich als riesige Weltmacht dargestellt, bis auf die Zähne bewaffnet, die an der Küste ein brutales Gefängnis unterhält. Nein, nicht Guantanamo. Richtig! Gaza. Das Leben in Gaza ist äußerst schwierig. Keine Arbeit, keine Hoffnung, kein Wohlstand, geschlossene Grenzen. Grenzen? Plural? Richtig! Die Grenze nach Israel und die nach Ägypten. Die pflegt man angesichts der herbeifantasierten Dimension Israels – das de facto so „groß“ ist wie Niederösterreich – nämlich gerne zu vergessen.

Als Gaza von 1948 bis 1967 unter ägyptischer Verwaltung stand, hatten die dort lebenden Palästinenser nicht einmal staatsbürgerliche Rechte. Umgekehrt, als die Grenze des Gazastreifens nach Israel in den 1990er Jahren geöffnet wurde, konnte man eine deutliche wirtschaftliche Erholung feststellen. Israel ist, wenn man es nicht gerade mit Raketen be-

schießt und mit Selbstmordterroristen attackiert, einer der wichtigsten Wirtschaftspartner der Region.

Als die Israelis den viel diskutierten Schutzzaun zu errichten begannen, schrie die Weltöffentlichkeit empört auf. Als die Ägypter eine drei Meter hohe Sperrmauer bauten, die sie von den lästigen Gazabewohnern abschirmte – bemerkte das überhaupt jemand?

Diese tragischen Ursprünge in der arabischen Kain-und-Abel-Brüderschaft zwischen Gaza-Palästinensern und Ägyptern haben sich bis heute gehalten: Gaza blickt mittlerweile auf eine generationenlange Tradition als Flüchtlingszuchtanstalt zurück.

Während Israel nach 1948 hunderttausende jüdische Flüchtlinge aus den arabischen Ländern voll integriert hat, ergeht es den vertriebenen Palästinensern in den Autonomiegebieten wie ihren Vorvätern: Sie werden in entwürdigender Hilflosigkeit gehalten. UN-Hilfsorganisationen ernähren sie, aber nicht die arabischen Brüder auf der ägyptischen Seite der Grenze. Warum eigentlich nicht?

Anfänglich war Ägypten daran interessiert, diese unglücklichen Menschen klein zu halten. Damals war das nützlich, als ein Fanal, ein geradezu genialer Marketing-Coup, um der Welt zu signalisieren: Was hier geschieht, kann nur durch Rückeroberung und Krieg gelöst werden. Inzwischen haben die Ägypter ein viel weiter reichendes Problem. Die Ha-

mas, genauso wie die artverwandte in Ägypten verfolgte Muslimbrüderschaft, lehrt auch sie das Fürchten, wenn auch aus anderen Gründen als Israel.

Auf dem Rücken Israels wird die Angst des gesamten Westens getragen, denn Israel ist der greifbare Teil des Gesamtfeindes, nämlich die westliche Lebensart, symbolisiert durch die USA, die EU und das westlichte Ägypten. Raketen nach Jerusalem zu schießen, ist eine Fingerübung. Gäbe es Israel nicht, würden sich die Raketen und Sprengstoffattentate direkt gegen die westlich angehauchten arabischen Staaten und deren Führer wenden. Aus Angst, den labilen Frieden mit Ägypten zu gefährden, versäumt es Israel, laut und deutlich von Ägypten das einzufordern, was die Weltöffentlichkeit permanent von Israel verlangt, nämlich die Öffnung der Grenze – und zwar nach Ägypten.

Mit Hilfe der Petrodollars und durchaus auch mit der Unterstützung Israels könnte ein zweites Singapur im Nahen Osten entstehen, der Aufbau von Infrastruktur für die Gaza-Bewohner sowie ein reger Wirtschaftsaustausch unter zwei verwandten Kulturen. Das Geld, das derzeit für Waffen verpulvert wird, würde den irregeleiteten Menschen im Gazastreifen eine Zukunft ermöglichen. Dann hätten auch sie etwas zu verlieren, und das wäre die beste Hemmschwelle gegen sinnlose Gewalt.



Gut zu wissen.

Volles Programm seit 1703

WIENER ZEITUNG Gut zu wissen

www.wienerzeitung.at ÖSTERREICHISCHE TAGESZEITUNG SEIT 1703 Montag, 10. März 2008 Nr. 9495 € 1,80



Schöne Seite des Lebens

Genießen Sie als Abonnent jeden Freitag die Farbbeilage Wiener Journal.

Freizeit Chronik - Seite 13

Unterhaltung und Kultur

Vier große Seiten informieren Sie über das Wann, Wo und Wie in Österreich.

Wirtschaft - Seite 14

Das Extra am Wochenende

Anspruchsvoller Lesestoff mit Interviews und Reportagen am Samstag.

Mitwochzeitung - Seite 11



Aktuell

Die Welt
In China soll ein für die Olympischen Spiele im August geplanter Terroranschlag vereitelt worden sein. Seite 10

Serbien Regierung ist an Streitigkeiten über die Kosovo-grenzen. Seite 10 und 12

In Malaysia hat die Regierungskoalition eine schwere Wahlbücklage erlitten. Seite 10

Was für Dürre ist wieder da - viele Österreicher erleben Verunsicherung über die Klimawandelfolgen. Seite 11 und 12

In der Slowakei wurden viele neue Jobs geschaffen, die Gültigkeit stagnieren. Seite 14

Österreich
Stabilitätstest: Im Fall der in Österreich verschärfen die Finanzminister die Forderungen an die Bundesländer. Seite 13

Ein Kripochef Geiger kauft bei der Wiedereinführung seinen Finanzminister. Seite 13

Tuchschow „Krausgarten“ bei der in St. Pölten eine imposante Festschau. Seite 14

Der TV-Sender Austria 9 wird mit dem österreichischen Programm zurück. Seite 19

Benjamin Reich hat seine letzte Chance auf den Gesundheitsminister. Seite 21

Selbst ist in letzter Stunde in die Liste der Fußball-Bundesliga. Seite 24

Programm Seite 17-20
Witze Seite 24

Kommentare
Andreas Lankner über die SPÖ

Volles Programm: Seit 1703 die Tageszeitung für Österreich

- Umfassende und objektive Information über Politik.
- Exklusive Berichte aus der Wirtschaft.
- Die meisten Rezensionen von Kulturveranstaltungen.



Wien/St. Pölten (speziell) Die Landtagswahlen in Niederösterreich haben mit einer Überraschung aufgewirrt. Landesregierung muss einen Politikwechsel einleiten. Für die SPÖ sind ihre fünf Kandidaten Heidenmaier Oswald hatte sich schon am Nachmittag ein Defizit abgesichert. Schließlich verlor sie gegenüber der letzten Wahl 8 Prozentpunkte. Die SPÖ führt mit 23,6 Prozent das schlechteste Ergebnis in Niederösterreich seit 1945 an.

Blöndl „Freier“ gegen die Bundesregierung“ mit 19 Prozent der am sonntäglichen genauen Entscheidungsträger für die Niederösterreich war, könnte vor allem die SPÖ das schlechte Abschneiden nicht nur mit der Landespolitik erklären, sondern Monatsgespräche über die Wahl. Freilich bemerkt seine Wahlverfolg in einer ersten Reaktion an „Lutz“ kommentierter Arbeit für das Land“. Zugleich sprach er aber auch von einem Eingreifen an den Bund, der da laute „Arbeits“ statt streifen“. Es sei nur ein Bundeskanzler Alfred Gusenbauer



4 Wochen gratis testen:

E-Mail an testleser@wienerzeitung.at oder telefonisch unter 0810 0810 99

www.wienerzeitung.at



FOTO©: PETER RIGAUD

Alle Menschen werden Lehrer



FOTO©: PETER RIGAUD

DER ZWIEKKOMMENTAR VON PETER MENASSE UND ERWIN JAVOR

Javor: In meinem nächsten Leben werde ich Melamet.

Menasse: Im nächsten Leben werden alle Menschen Lehrer werden wollen. Ist ja, wie wir jetzt erfahren haben, a klasse Hockn. Aber ausgerechnet du? Du gehst doch ohnehin täglich bereits um elf Uhr aus dem Geschäft.

Javor: Ja, aber dafür komme ich schon um zehn. Und über das Jahr gerechnet arbeite ich, genau wie die österreichischen Lehrer, mindestens achtzig Wochenstunden. Da zähle ich die Vorbereitung für meine Verhandlungen noch gar nicht mit dazu.

Menasse: Mir kommen die Tränen. So wie ich wegen der Lehrer schon die ganze Zeit weinen muss. Die Ministerin behandelt sie ja echt brutal. Zwei ganze Stunden mehr in der Klasse, das muss förmlich zu Klassenkampf führen.

Javor: Andere Berufsgruppen haben es da leichter. Die werden gekündigt und müssen überhaupt nicht mehr arbeiten. Wenn sie auch noch selber Eltern von Schülkindern sind, haben sie klarerweise besonders viel Verständnis für die Lehrer.

Menasse: Was redest du von Kindern? Diese Außenseiter haben in der Schuldiskussion nichts verloren. Oder hast du einen einzigen Lehrervertreter getroffen, der über die Schüler geredet hätte?

Javor: Stimmt. Deswegen wollen die Lehrer ja nicht länger in die Klassen. Dort befinden sich ja die jugendlichen Störenfriede, also quasi die natürlichen Feinde des Pädagogen.

Menasse: Das ist wie bei den Verkehrsbetrieben. Wenn nicht bei den Stationen immer die Beförderungsfälle ein- und aussteigen wollten, würde der Fahrplan viel besser eingehalten werden können.

Javor: Ja, und die Schwierigkeiten, die

andere Beamte haben. Die Polizei zum Beispiel. Die sind damit konfrontiert, dass die dunkelhäutigen Menschen, die ja bekanntlich allesamt Drogenhändler sind, nebenbei auch noch in der Internationalen Schule unterrichten.

Menasse: Es kommt noch ärger. Irgendwer in der Polizeispitze ist jetzt draufgekommen, dass es auch weiße Drogenhändler gibt. Was das für eine logistische Herausforderung darstellt. Bisher ging das doch so einfach. Schwarzer Mann, Knüppel raus und auf ihn mit Karacho. Und am nächsten Tag eine Jubelmeldung in der Krone. Aber jetzt muss man auch noch Einheimische kontrollieren. Da muss eine Einheimischen-Zulage her.

Javor: Apropos Krone. Hast du gelesen, dass Hans Dichand täglich mehrere Stunden sitzt, um die Leserbriefe auszuwerten und die besten auszuwählen.

Menasse: Na so was. Die Leute sagen doch immer, er schreibt sie selber. Wie soll ich mir das vorstellen? Er schreibt einen Haufen Briefe und sucht dann die besten aus?

Javor: Dass er sie selber schreibt, ist einfach eine Verleumdung. Es ist reiner Zufall, dass die Briefe immer dieselbe Position vertreten wie der Herausgeber.

Menasse: Das ist tatsächlich ein harter Job, das mit den Leserbriefen. Ich sitze oft wochenlang, um die NU-Leserbriefe durchzuschauen. Mein Hauptproblem dabei ist, dass es welche gibt, die in seltsamen Zeichen von rechts nach links geschrieben sind.

Javor: Wo ist da das Problem? Du bist doch ohnehin Legastheniker.

Menasse: Weißt du, dass wir im NU noch kein Wort über die Krise geschrieben haben. Findest du nicht auch, dass unsere

Regierung zu wenig unternimmt?

Javor: Wenn man das mit anderen Ländern vergleicht, ist es wirklich nur wenig. Der bolivianische Präsident Evo Morales hat es in Wien bei der UNO-Drogenkonferenz vorgemacht, wie man die heimischen Produkte bewirbt. Er hat Kokablätter gekaut und genussvoll festgestellt, dass es sich um keine Droge handle, sondern um ein Genussmittel mit jahrhundertelanger Tradition.

Menasse: Und du meinst, unsere Staatspitze hätte dort demonstrativ ein Achtel kippen sollen? Faymann einen einfachen Roten, Pröll einen Pinot Noir und der Heinz Fischer einen milden Rosé.

Javor: Ja, so ist es. Unsere Politiker versagen durch die Bank.

Menasse: Gut, dass du die Banken erwähnst. Ich wollte dich ohnehin fragen, wie es dir als Unternehmer geht, wenn das Bankgeheimnis aufgehoben wird?

Javor: Das wäre allerdings wirklich die reine Katastrophe.

Menasse: Warum das? Hast du schwarzes Geld angelegt?

Javor: Nein, ein solches Geheimnis meine ich nicht. Das wirklich dramatische Geheimnis ist, dass die österreichischen Banken gar kein Geld mehr haben.

Menasse: Ja hallo, wo sind denn meine Ersparnisse?

Menasse: Dieses Bankgeheimnis musst du dir selber lüften.

Menasse: O.K., dann übernehme ich heute die Rechnung. Herr Ober, bitte anschreiben.

* *dajgezzen: sich auf hohem Niveau Sorgen machen; chochmezzen: alles so verkomplizieren, dass niemand – einschließlich einem selbst – sich mehr auskennt.*



P.b.b. • Verlagspostamt 1010 Wien • Zulassungsnr.: 02Z033113M

Impressum:

Herausgeber und Medieninhaber:

Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum, 1011 Wien, Rotenturmstraße 23, Postfach 1479

Internet: www.nunu.at, E-Mail: office@nunu.at, Fax: +43/1/531 77-583

Bank Austria (BLZ 12000), Kto.-Nr. 08573 923 300. IBAN = AT78 1100 0085 7392 3300, BIC = BKAUATWW

Sie sind an einem NU-Abonnement interessiert? Dann wenden Sie sich doch bitte schriftlich an die Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum, 1011 Wien, Postfach 1479. Oder Sie bestellen Ihr Abonnement per Mail an office@nunu.at bzw. telefonisch bei Anton Schimany unter +43/1/531 77-290 bzw. 0664/300 77 06 oder per Fax unter +43/1/531 77-583. Der Jahres-Abo-Preis (vier Hefte) bei Postzustellung im Inland beträgt 10 Euro, innerhalb der Europäischen Union 15 Euro, außerhalb Europas 20 Euro. NU ist zudem in den Buchhandlungen Herder, Wollzeile 33, 1010 Wien, und Anna Jeller, Margaretenstraße 35, 1040 Wien, zu erwerben.

Redaktion und Mitarbeiter dieser Ausgabe:

Stefan Apfl, Irene Brickner, Martin Engelberg, Eric Frey, Jacqueline Godany (Fotos), Nina Horaczek, Erwin Javor, Michael Kerbler, Richard Kienzl (Art Direktion), Christian Kollmann, Margaretha Kopeinig, Helen Liesl Krag, Mary Kreutzer, Michael Laczynski, Danny Leder, Sophie Lillie, Helene Maimann, Cornelia Mayrbäurl, Eva Menasse (Berlin), Peter Menasse (Chefredakteur), Berthold Molden, Fritz Neumann, Rita Newman (Fotos), Rainer Nowak, Christian Ortner, Anita Pollak, Axel Reiserer (London), Peter Rigaud (Fotos), Hanna Ronzheimer, Thomas Schmidinger, Katja Sindemann, Danielle Spera, Michaela Spiegel (Paris), Regina Strassegger, Petra Stuibler, Barbara Tóth (Chefin vom Dienst), Thomas Trenkler, Herbert Voglmayr, Anna-Maria Wallner.

Satz & Layout:

Wiener Zeitung GmbH, Wiedner Gürtel 10, 1040 Wien www.wienerzeitung.at

Druck:

Leykam Druck GmbH&CoKG, 7201 Neudörfel, Bickfordstraße 21

Offenlegung gemäß Mediengesetz:

Herausgeber: Verein Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum mit Sitz in 1011 Wien, Rotenturmstraße 23, Postfach 1479.

Obmann: Johann Adler, Schriftführer: Martin Engelberg, Kassier: Erwin Javor.

Grundsätzliche Richtung: NU ist ein Informationsmagazin für Juden in Österreich und für ihnen nahestehende, an jüdischen Fragen interessierte Menschen. NU will den demokratischen Diskurs fördern.

Die ganze Welt ist NU. Ein Beispiel? Nu, bitte:

A, vergnügt: „Nu?“ („Wie geht es dir?“)

B, resigniert: „Nu.“ („Es ist mir schon besser gegangen.“)

A, erstaunt: „Nu?“ („Na geh, sag, was ist denn?“)

B, abwehrend: „Nu!“ („Es geht mir halt nicht so gut, aber mehr ist dazu nicht zu sagen.“)

A, akzeptierend: „Nu.“ („Okay, wenn du nicht darüber reden willst, lasse ich dich in Ruhe.“)